

Stray

Von Ouroboros

Kapitel 5: Auch wir werden singen

I Stray

vol. 5: Auch wir werden singen

Jamie: Wer schlaflos war...steh mir bei

In das lachende
lenzliche Licht des Himmels
heben sich Lerchen.
Wie ist mir im Herzen so weh,
mit meiner Sehnsucht allein.

Ootomo Yakamochi

Am Morgen ein paar Tage später nach dem Frühstück, das ich mir im Halbschlaf reinzog, da ich kaum geschlafen und dazu noch schlecht geträumt hatte, schaffte ich es doch tatsächlich, mitten in einen erregten Streit der ansonsten besten Kumpel Diego und Ilja zu platzen, der zu allem Überfluss mitten im Wohnzimmer stattfand.

Fuchs hatte an diesem Tag eigentlich die Kontrolle über die Musikanlage im Wohnzimmer inne, die er aber Diego überlassen hatte, und als ich die Tür der Küche öffnete, schallte mir gleichermaßen mir unvertraute Electromusik entgegen wie auch die erhitzten Stimmen des Russen und des Spaniers, die sich Kopf an Kopf gegenüberstanden, und die sich an Sturheit im Blick und unsichtbar knisternden Funken im langen Haar nichts nahmen.

Ich war mir nicht sicher, ob sie selber wussten, wie ähnlich sie sich in diesem Moment sahen, beide groß, beide wütend, einer dunkel, einer blond.

Ich kannte keine von Diegos Bands, aber es war ein für ihn typisches Lied, das lief, irgendwas mit hämmerndem Bass; weder Ilja noch sein Freund schenkten ihm jedoch Aufmerksamkeit.

Ich hatte den Anfang des Streits nicht mitbekommen, da sie nicht sehr laut sprachen, aber sehr erregt und aufgebracht, kaum die Musik übertönend.

“Ich habe nie gesagt, dass alles in Ordnung ist!” Ilja.

“Das hast du vielleicht nicht; aber ihr macht immer einen auf heile Welt hier, das kotzt mich an; was wollt ihr damit bezwecken?”

“Was genau ist eigentlich dein Problem? Uns geht es gut; besser als zuvor, mir

zumindest! Verdammt noch mal, wir sind alle verflucht froh, dass wir hier sind, und wir würden um nichts in der Welt wieder zurückgehen!"

Diego fluchte etwas Unverständliches auf Spanisch. "Das habe ich nicht gesagt! Aber wenn wir es müssten - ihr tut alle so, als ob uns hier nichts passieren könnte, als ob alle hier Freunde wären, aber es ist nicht alles in Ordnung! Das verdammte Stromnetz bricht immer wieder zusammen, die Städte verfallen wie alles andere, wir können hier ruhig leben, ja, wegen Fuchs und Saku, und weil wir hier am Arsch der Welt sitzen, das ist der einzige Grund, und das weißt du auch! Und du hast gehört, was Mo gesagt hat!" "Jetzt sei nicht so ein Weichei; du kennst doch Mo! Würdest du es auch glauben, wenn Nigel es dir erzählen würde?"

"Vergleich Mo nicht mit Nigel!"

"Aber es ist doch das gleiche in grün! Woher wissen wir Genaueres? Du interpretierst viel zuviel hinein! Wer sagt denn, das zwangsläufig alles immer schlimmer werden muss? Kannst du nicht vielleicht auch mal glauben, dass wir es überstanden haben?!" Ilja war laut geworden.

Diego packte ihn an den Armen. "Verdammt, Ilja", schrie er ihn an. "Ich will einfach nicht, dass alles wieder von vorne losgeht!"

"Und was soll ich dagegen tun? Was willst du tun?"

Diego ließ ihn los und wandte verstockt den Blick ab.

"Diego", begann Ilja sanfter wieder. "Ich verspreche dir, dass uns nichts passieren kann, okay? Es ist vorbei, wirklich. Wir sind hier in Sicherheit; zumindest sicherer als überall anders auf der Welt, und das weißt du ganz genau so gut wie ich!

Hör mal, wenn du dich hier nicht mehr sicher fühlst, dann..."

"Ich bleibe bei euch, verdammt, das habe ich schon gesagt!"

"Dann hat es auch keinen Sinn, sich so aufzuregen!" Ilja seufzte. "Ansonsten würden wir wirklich gehen. Alle zusammen. Das klappt schon."

"Du klingst, als hättest du nie vor irgendwas fliehen müssen", zischte Diego.

Ilja fuhr für einen Moment auf. "Halt den Mund, du weißt dass ich das auch musste!" Er sammelte sich wieder. „Aber du und ich haben es doch beide geschafft.“

Der Schwarzhaarige sah dunkel auf. "Und dein Kumpel Kyrill? Nicht jeder Flüchtling kommt unbeschadet ans Ziel.

Und was ist mit den Jüngeren unter uns? Wir können kaum zu viert auf alle aufpassen!"

"Es hat niemand gesagt, dass wir fliehen müssen!" Ilja war am Verzweifeln. "Wovor hast du solche Angst?"

Diego verschränkte die Arme vor der Brust und sah an Ilja vorbei ins Leere.

"Ich weiß nur, dass viele Leute uns etwas Böses wollen. Du hast keine Ahnung, wovon ich spreche."

"So, habe ich nicht? Dann klär mich doch auf."

Diego schwieg, und Ilja daraufhin auch, wieder hörte man nur die Musik.

'Dream

of a world your children choose...'

Yuen und Minh kamen die Treppe hinunter, Minh zog sich gerade noch einen Pullover über, seinem Bruder auf den Fuß folgend, mit einem alarmierten Gesichtsausdruck.

"Was ist los? Was ist passiert?"

"Nichts, Kleiner", murmelte Ilja entschuldigend. "Diego hat in den Nachrichten gehört, dass in Hannover einige Homosexuelle in einer Bar totgeschlagen worden sind, und er hat sich Sorgen gemacht."

"Ihr blöden Homos könnt mich doch alle mal", sagte Diego plötzlich sauer, ohne

ersichtlichen Grund, und verschwand in seinem Zimmer, wie ein beleidigter kleiner Junge.

Ilja sah auf, ein wenig bedrückt, ein wenig sanft. "Er hat Angst, dass uns etwas zustoßen könnte. Er will es nur nicht zugeben", sagte er leise.

Ich schwieg und hielt mich am Türrahmen fest. "Wäre das denn möglich?", fragte ich dann bang.

Ilja schüttelte den Kopf. "Möglich ist alles, aber ich denke nicht. Mach dir keine Sorgen.

Ich habe noch nie an einem Ort gelebt, an dem es so sicher war wie hier, glaube ich. Und wir sind hier größtenteils unter uns, vor uns müsste man Angst haben, schau dir deinen Bruder an." Er lächelte matt im Versuch eines schwachen Witzes.

„Diego hat Angst, schon wieder alles zu verlieren. Wie wir alle.“

Ich muss wohl immer noch skeptisch dreingeschaut haben, denn Ilja kam zu mir und fuhr mir spielerisch durch das Haar. "Keine Angst, Jamie. Im Notfall sind wir auch nicht so ganz wehrlos."

Yuen stieß einen tiefen Seufzer aus. "Wir sind zwar nicht schwul, aber das scheint in diesem Haushalt ja auch egal zu sein."

"Das spielt doch überhaupt keine Rolle, wer hier was ist." Ilja lächelte sanft und gewinnend. "Macht euch keine Sorgen. Wir haben alle unsere Ängste."

"Ja", murmelte Yuen und ließ sich auf das Sofa fallen, sein Zwilling zog die Beine an und lehnte sich mit dem Rücken an ihn, kaute nachdenklich an seinen Nägeln. "Ich weiß..."

Ilja sah ihn stumm an, sah dann zu mir, die Schultern hebend; wandte sich dann um und verschwand ohne anzuklopfen in Diegos Zimmer am Ende des Wohnzimmers.

Ich ging zu den Zwillingen; ehe ich etwas sagen konnte, streckte Minh mir die Hand entgegen, in der er einen Glückskeks hielt. "Schenk ich dir. Magst du Glückskekse?"

"Ähm...ist das nicht ein Klischee...?"

„Ja klar. Die alte Frau von der Bäckerei schenkt uns immer welche. Ich mag keine. Yuen isst die.“

Minhs Stimme war so leise; kein Wunder, wenn er so wenig sprach. Yuen nickte eifrig. "Ja, die sind toll!"

Ich brach den süß duftenden Keks auf und entfaltete den kleinen Papierstreifen. "Believe in yourself and others will too", las ich laut.

"Für den Fall, dass etwas Schlechtes darauf steht, ignorier es einfach. Das ist Sinn und Zweck von Glückskekse, meiner Meinung nach."

Ich grinste. "Ich werde es mir merken."

"Tu das. Und notfalls genieß einfach den Keks und vergiss den Spruch."

Seinem Rat folgend ging ich kauend die Treppe hinauf.

Ohne es zu wollen, wurde ich doch wieder nachdenklich und ein bisschen besorgt. Während die alten abgeschabten Holzstufen unter meinem Tritt knarzten, ging mir die ganze Zeit durch den Kopf, was Ilja gesagt hatte. Er meinte zwar, dass wir uns keine Sorgen zu machen bräuchten, aber ich hatte doch ein bisschen Angst bekommen.

Seltsam; in der kurzen Zeit, in der ich hier war, hatte ich es fast vollständig geschafft, zu verdrängen, dass wir in einer alles andere als perfekten Welt lebten; dass dieses kleine Refugium ein Glücksfall war und eine Ausnahme, in diesen Zeiten, in denen die meisten Menschen in Gegenden hausten, die direkt aus 'Sin City' entsprungen zu sein schienen - und mehrere Rudelmitglieder es ebenfalls getan hatten. Mir selber wäre das nach meinem Ausriss nicht erspart geblieben, hätte Sakuya mich nicht sofort

gefunden.

Wenn ich ehrlich war, wusste ich nicht einmal genau, was er alles von mir abgehalten hatte. In meinem Leben war mir durch unerhörtes Glück all der Dreck erspart geblieben.

Diego hatte mir Angst gemacht. Er hatte mir Angst gemacht, weil er ganz offensichtlich selbst Angst hatte - Angst, dass alles, was wir hier gewonnen hatten, zu glücklich war, um von Dauer zu sein, und dass uns die Welt früher oder später aufspüren würde; einige von uns zurückerobern würde. Rose.

Ich musste mit Junya sprechen. Er war fortgelaufen wie ich selbst; aber er war einige Zeit umhergestreunt, er hatte viel mehr von der Welt gesehen als ich, und er war gut zurechtgekommen. Ich musste auf jeden Fall mit ihm sprechen, damit er mir helfen konnte. Ich fühlte mich nicht in der Lage, dies richtig einzuschätzen; und von den anderen konnte ich keinen fragen. Sie würden nicht wissen, worauf es mir ankam.

Junya war anders. Junya schien sofort zu wissen, worauf es mir ankam. Das war seltsam, aber sehr schön.

Außerdem wollte ich noch aus einem anderen Grund mit dem Jungen sprechen. Ich wollte mich bei ihm dafür entschuldigen, dass ich ihn so entsetzlich behandelte. Vielleicht könnten wir ein bisschen reden. Er war immerhin auf gewisse Weise mein bester Freund; nun, auch mein ältester, wenn man es so sah.

Als ich oben stand und an seine Zimmertür klopfte, antwortete mir niemand; und als ich sie irgendwann aufstieß und den Kopf hineinsteckte, sah ich auch, dass das Zimmer leer war, was mich wunderte, da ich ihn den ganzen Morgen über noch nicht gesehen hatte. Nur seine Medizin stand auf dem Nachttisch, und seine Decke war ordentlich zurückgeschlagen, seine Schlafkleidung lag auf einem Hocker, und das Fenster war gekippt, so dass ich von draußen den Schlag der Kirchturmglöcken hören konnte, die mir viertel nach neun anzeigten.

Ich verließ den Raum verwirrt, wobei mir der Zugwind fast die Tür ins Schloss knallen ließ, und ging den Gang hinab zu Valentins Zimmer, um dort vorsichtig zu klopfen.

"Hmja?", kam es lahm von drinnen.

Ich öffnete die Tür und trat in den Raum.

Es war hell drinnen, was eben daran lag, dass Valentin keine Vorhänge oder ähnliches besaß; trotzdem hatte der Junge wohl noch geschlafen - oder schon wieder -, denn als ich ihn auf dem Bett liegend entdeckte und er müde blinzeln den zerzausten Blondschof hob und sich die dunkelblauen Augen rieb, lag er gerade auf dem Bauch, einen Arm aus dem Bett hängen lassend, die Decke bedeckte ihn bis zur Hüfte, und er trug ein hellblaues T-Shirt und keinen Kaval, was ihn noch verschlafener wirken ließ.

"Oh, tut mir leid, Valentin, ich wollte dich nicht wecken", meinte ich verlegen und stand etwas unsicher im Türrahmen.

"Macht nichts", murmelte er dösig. "Ich kann jederzeit wieder einschlafen. Komm rein, wann immer du willst. Du störst mich nicht."

Was ist denn los? Hab ich was vor?"

Ich schüttelte den Kopf. "Nein", meinte ich schüchtern. "Tut mir leid, ich wollte dich eigentlich nur fragen, ob du Junya gesehen hast. Sorry, dass ich dich geweckt habe. Schlaf ruhig weiter."

Ich wollte gerade wieder gehen, als Valentin mir hinterherrief. "Nein... Jem, warte mal...geh nicht weg; ich weiß, wo Junya ist."

Ich drehte mich zu ihm um, und er ließ den Kopf auf die Matratze sinken und legte müde die Hand neben das Gesicht. "Ja? Wo?"

"Er wollte auf jeden Fall mit Rose in die Stadt; ich weiß nicht wohin. Sie holen nur

schnell noch was von Diego, dass er umgetauscht haben möchte, und dann wollten sie losgehen. Sie sind noch nicht lange weg; eigentlich müssten sie noch irgendwo im Schuppen sein. Diego muss erst dieses Ding ausbauen. Es ist irgendein Motorteil für ihr verrücktes Auto, das nicht funktioniert...oder so...ist ja egal...ach Gott ich hab keinen Plan von deren Geschraube." Er fuhr sich verschlafen über die Augen.

"Woher weißt du das denn alles?", fragte ich verblüfft. "Bist du etwa Telepath?"

Valentin lachte. "Ach, Unsinn. Ganz einfach; Junya ist hier gewesen, um Rose zu holen; Rose hat bei mir übernachtet.

Schau mich nicht so an, wir haben nur Musik gehört." Er kicherte.

„Er musste sich ja auch noch umziehen - Rose meine ich - also hättest du ihnen eigentlich auf dem Flur begegnen müssen. Ihr müsst euch wohl direkt verpasst haben. Aber sieh doch mal unten nach; sie sind sicher noch nicht mal zum Tor raus."

"Danke, Valentin", sagte ich irgendwie beeindruckt.

Er winkte ab und vergrub mit einem Schnaufen den Kopf im Kissen, das er im Arm umklammert hielt.

Ich wünschte ihm leise eine gute Nacht und verließ vorsichtig das Zimmer.

Auf dem Weg nach unten irritierte es mich einzig ein wenig, dass Junya mir gar nichts davon gesagt hatte, und ich fragte mich, warum er mit Rose wegging, und wohin sie gingen, und was sie vorhatten.

Warum hatten sie mich nicht gefragt, ob ich mitkommen wollte? Warum ging Junya lieber mit Rose weg? War ich ihm denn doch nicht so wichtig?

Und was war bitte mit Rose? Reichten ihm denn Valentin und Yukio nicht?

Nein, ich durfte nicht mal anfangen, so etwas zu denken! Das war unfair und gemein beiden gegenüber.

Na ja, vielleicht hatten sie nicht gewusst, dass ich schon wach war. Ich würde es ja sehen, wenn sie noch da waren. Ich wollte ja nur mit Junya reden.

Ich warf mir meine Jacke über, schlüpfte in meine Converses und öffnete die Tür, gerade um mich umzusehen und Jun zu entdecken, der am Tor stand und sich umdrehte, als er die Tür hörte.

Ich lächelte ihn an, aber seine Miene blieb seltsam still, für einen Moment regelrecht unwohl, oder bildete ich mir das nur ein?

Ich trat ein paar Schritte auf ihn zu. "Junya! Ich wollte mit dir reden; hast du ein bisschen Zeit?"

Er wich meinem Blick aus. "Tut mir leid, Jamie, ich wollte gerade mit Rose weg... Geht das auch wann anders?"

Ich blieb stehen. Ich war verwirrt; irgendetwas an seiner Stimme war so seltsam gedämpft, und er sah mich nicht einmal an. "Ja, aber...wo wollt ihr denn hin?" Ich wusste gar nicht genau, was ich da fragte.

Junya griff nach dem Tor und strich mit dem Finger wie nervös an dem Holz entlang. "Ich weiß auch nicht... Hör mal, können wir später reden? Ich schau mal bei dir vorbei, geht das in Ordnung?"

Er wartete eine Weile, ein paar Sekunden vielleicht, aber ich wusste nicht, was ich antworten sollte, und als keine Erwiderung meinerseits kam, wandte er unbehaglich den Kopf zur Seite. "Ja, dann also... Wir sehen uns später, okay?" Er zögerte kurz, dann drehte er sich um und verschwand aus dem Tor.

Ich fühlte mich, als hätte ich einen Schlag ins Gesicht erhalten; und ich wusste noch nicht einmal wieso.

Ich trat einen Schritt in die Gasse hinaus und sah mich suchend um, und da sah ich die beiden am Ende der Gasse, nebeneinander, und Rose hatte den Kopf zu Junya geneigt

und redete eindringlich auf ihn ein; dann verschwanden sie hinter der Ecke.

Ich stand für einige Zeit da wie versteinert und sah ihnen hinterher. Ich hatte ein Gefühl, als hätte mir jemand in die Magengrube getreten, und zwar mit voller Wucht. Die Welt schien vor meinen Augen stillzustehen, während die Gedanken hinter meiner Stirn rasten.

Was sollte das? Was war jetzt plötzlich zwischen Rose und Junya? Warum sah er mich nicht mehr an?

Hatte er mich angelogen? Was war los, was hatte ich getan?

Er hatte doch gesagt, er sei in mich verliebt! Und Rose, schnappte sich einfach Jun und zog mit ihm von dannen! Ich kam mir so unsagbar dumm und naiv vor. Ich fühlte mich verraten.

Warum mochte mich Junya plötzlich nicht mehr, ich hatte nichts falsch gemacht! Im Gegenteil!

Er konnte mich doch nicht nur ausgenutzt haben, oder?

Oder vielleicht hatte ich zu lange gezögert?

Ich spürte, wie sich Tränen der Enttäuschung und Verletzung in meinen Augen sammelten.

Und warum traf mich das so sehr? Könnte es mir nicht eigentlich egal sein? Ich hatte schließlich selber gesagt, dass ich mit Junya befreundet sein wollte. Dem stand nichts im Weg.

Aber wollte ich mit jemandem befreundet sein, der mich einfach so stehen ließ?

Was hatte ich denn getan?

Ich fühlte mich beobachtet, und als ich mich umdrehte, sah ich Minh, der am Fenster stand und stirnrunzelnd zu mir heraussah.

Ich wandte mich um und trat auf die Gasse, das Tor hinter mir zuziehend, und fing an, in die entgegengesetzte Richtung von Junya und Rose zu gehen, dann zu laufen, bis ich regelrecht rannte, und der Atem keuchend durch meine Lungen zog, meine Hände sich verkrampft hatten und ich den Kloß in meiner Kehle hinunterwürgen musste, um noch atmen zu können. Meine Füße trommelten auf dem Pflaster; ich wusste nicht einmal genau, wohin ich lief, zwischen all den alten und teils zerstörten Häusern hindurch, über eine umgestürzte Laterne springend, durch aufspritzende Pfützen, durch Straßen, die ich nicht kannte, an leeren Fenstern vorbei und um die Ecken schlitternd auf dem nassen Basalt, mich mit den Händen an den dicht beeinander stehenden Hauswänden abstützend, bis meine Handflächen nass waren und ich einmal gestolpert war und mir das Knie aufgeschlagen hatte.

Es hatte angefangen zu regnen, während ich lief, und irgendwann ging mir der Atem aus, und ich musste mein Tempo verlangsamen, ging dann schwer atmend auf einen Platz, in dessen Mitte ein unglaublich hässlicher Brunnen stand, und an dessen anderem Ende ein Torbogen war, der zu einer Kirche hinaufführte, welche auf einer Anhöhe gebaut war.

Ich schlich unter den Torbogen und strich mir das nasse Haar aus der Stirn, sah nach draußen in den strömenden Regen dieser fremden Stadt und presste krampfhaft die Lippen zusammen. Der Kloß in meiner Kehle kam immer wieder hoch, so oft ich auch versuchte, ihn loszuwerden; und irgendwann stieg er mir zu hoch, und ich fing an, erstickt zu schluchzen; ich versuchte, es zu unterdrücken, aber ich konnte es nicht, die Tränen liefen mir über das bereits nasse Gesicht, und ich stand mit dem Rücken an die Mauer gepresst da, den Ärmel vor den Mund gedrückt und darin meine Schluchzer erstickend, die Augen geschlossen und noch immer keuchend von meinem Lauf.

Ich wusste weder, wo ich war noch, warum ich weinte; alles, was ich wusste, war, dass

ich im Regen stand und dass ich ganz alleine war, und dass ich nicht zurückgehen konnte, weil sonst alle würden wissen wollen, was los war.

War es denn möglich, dass Junya...

Ich schlang die Arme fester um den Körper, während mir noch immer die Tränen liefen.

Was hatte ich bloß falsch gemacht! Ich wusste es nicht.

Warum hatte Junya mir nicht in die Augen sehen können?

Es tat weh; ich hätte nicht gedacht, dass es so weh tun könnte, aber es war so; und ich wurde das Bild nicht los von Jun und Rose, die zusammen hinter der Ecke verschwunden waren.

Ein weiterer heißer Schluchzer stieg mir in die Kehle, und ich versuchte, ihn hinunterzuschlucken, was gar nicht so leicht war mit all den Tränen in den Augen; als plötzlich wie aus dem Nichts eine dunkle Gestalt neben mir erschien und mich zu Tode erschreckte.

Ich kannte ihn nicht, und ich sah ihn erst, als er schon neben mir stand; seine Haare waren abrasiert bis auf einen kurzen schwarzen Iro, er war ganz in schwarz gekleidet und trug ein Halsband mit langen Nieten und einem Ring, seine Lippen waren schwarz und seine Unterlippe war gepierct; seine Augen waren dunkel und glühten eindringlich, und seine Stimme war rau, als er mich direkt ansprach; ich machte einen Satz als ich seine spitzen Zähne sah. "Was ist los mit dir, Kleiner?"

Er hob die metallbedeckte Hand, wie um nach mir zu greifen; und ich schnellte zu Tode erschrocken hoch und sprang unter dem dunklen Torbogen hervor.

"He, warte! Bleib stehen!"

Ich hörte ihm gar nicht mehr zu; mein Herz schlug wie rasend, und ich fing an zu rennen; ich hörte, wie er hinter mir herkam, und sprintete keuchend durch den Regen, meine Schuhe waren völlig durchweicht; als ich mich zur Seite wandte und auf einem kleinen, ausgetretenen, hinter einer Reihe verwahrloster Hintergärten entlanglaufenden Pfad landete, war er nicht mehr hinter mir, aber ich lief trotzdem weiter, aus Angst, er könnte mich trotzdem finden.

Ich wusste nicht, wer er war, aber er hatte mir Angst gemacht, wie er da so plötzlich neben mir erschienen war; ich war ganz alleine, und ich konnte mich nicht wehren; wieder fiel mir das Gespräch vom Morgen ein.

Und auch Sakuya hatte mir zuvor, als wir alleine gewesen waren, wiederholt eingeschärft: "Traue niemandem, den du nicht kennst; nicht, wenn du dich nicht wehren kannst!"

Ich war alleine nicht sicher. Und ich wusste nicht einmal, wo ich war; noch, aus welcher Richtung ich gekommen war.

Ich rannte den Weg entlang, meine ausgetretenen Schuhe verursachten kein Geräusch auf dem weichen, festgetretenen Erdboden, und links neben mir zogen verwahrloste Gärten und niedergedrückte Maschendrahtzäune vorbei, in denen Amseln ihre Nester gebaut hatten und die Brombeersträucher überwucherten.

Der Regen fiel mir Laufendem direkt ins Gesicht, und ich atmete keuchend, meine letzten Tränen hinunterwürgend, und wischte mir im Lauf mit dem Ärmel das Wasser aus dem Gesicht, so dass ich, als ich am Ende des Pfades angekommen war, erst im letzten Moment eine Gestalt sah, die vor mir auftauchte; die Kapuze tief ins Gesicht gezogen und mir in den Weg tretend.

Ich dachte für eine Sekunde, es sei der Mensch von eben, der eine Abkürzung genommen hatte; aber auch wenn er es nicht war, sondern eine in Olivgrün gekleidete Gestalt, machte mein Herz einen erschrockenen Satz, und beim Versuch, auf der Stelle

stehenzubleiben, rutschte ich auf dem feuchten Boden aus und fiel schmerzhaft auf mein Steißbein, mich mit den Händen hilflos abfangen wollend, so dass sowohl meine Kleidung als auch meine Hände im Schlamm landeten, und ich auf dem Rücken auf dem Boden lag, für einen Moment Sterne sehend, weil ich direkt auf den Knochen geprallt war, und mit dem Regen, der senkrecht auf mich herab fiel, während sich die fremde Gestalt zu mir beugte und ich mich mühsam aufzurichten versuchte.

Der Fremde strich die Kapuze aus dem Gesicht, und zu meiner grenzenlosen Erleichterung kam darunter ein bekanntes Gesicht zum Vorschein; koboldhaft freundlich, sah er mich jetzt erstaunt aus blassblauen Hundeaugen an.

"Mo!"

Der Junge streckte mir die Hand entgegen und zog mich wieder auf die Füße, sein stupsnasiges Gesicht wirkte ein bisschen besorgt unter den nass werdenden Dreadlocks. "Was machst du denn hier, Kleiner? Bist du ganz alleine?"

Ich wischte mir die Hände an der Jacke ab; ein wenig fing ich an zu frösteln im Regen. "Ich...ja, na ja, ich bin ein bisschen rausgegangen, und ich bin mir auch nicht sicher, wo ich bin..."

"Gute Güte, Kleiner, du hast dich alleine verlaufen? Nimm es mir nicht übel, aber das ist echt dämlich. Du hast ein Glück, dass es noch so früh am Tag ist. Hier, nimm ein Taschentuch. Du musst verrückt sein, alleine und unbewaffnet durch die Stadt zu laufen!"

Ich dankte und schiefte einmal. "Woher weißt du, dass ich unbewaffnet bin?"

"Berufsgeheimnis. Junge, woher kommst du, dass du so sorglos bist? Das kann echt übel enden wenn du Pech hast, und ich meine es ernst. Noch weiß hier nicht jeder dass du unter Sakuyas Schutz stehst; wenn jemand glaubt, du wärst ganz allein in der Stadt, hast du ein Problem. Komm, ich bring dich nach Hause."

"Valentin war lange alleine, und Rose auch, und er ist nicht sehr stark", erinnerte ich ihn.

"Ja, und du weißt selber, was das Rose eingebracht hat.

Was Valentin betrifft, dann frag doch mal Rose, wo er ihn aufgegabelt hat.

Ich meine, diese Stadt ist ruhig, aber wenn dann doch was passiert ist das Geschrei groß.

Wovor bist du eigentlich so weggerannt?"

"Ich weiß nicht", murmelte ich verlegen und steckte die Hände in die Taschen. "Vor irgendwas...vor mir selbst vielleicht."

Mo sah mich mitleidig an. "Ist schon okay. Aber nächstes Mal pass besser auf; du wirst nicht immer so ein Glück haben, dass dich ein liebenswerter Kerl wie ich findet. Shit, unser Leben ist ein Endzeitcomic!" Er setzte sich seine Kapuze wieder auf. "Das einzige, was diese Stadt von anderen unterscheidet, ist, dass es hier nichts zu holen gibt, alle die Profit suchen sind weg, nur die gesammelte Freakshow ist geblieben. Jetzt komm; ich bring dich heim."

Ich wischte mir die Haare aus dem Gesicht und schickte mich an, ihm zu folgen; als mir einfiel, dass ich ihn etwas Wichtiges fragen musste. "Mo?"

"Was ist denn?" Er sah sich nach mir um, ohne stehenzubleiben, und ich schloss zu ihm auf.

"Es ist nur... Ich habe heute morgen von Ilja gehört, dass es einen Vorfall in Hannover gegeben hat..." Mo nickte. "Und was bedeutet das..." Ich zögerte. "...für uns?"

"Hast du Angst?" Ich nickte stumm. "Jamie, du musst in einer Seifenblase leben.

Wir haben alle Angst. Aber dann könnten wir uns auch gleich alle die Kugel geben.

Ich habe die Nachricht durchgegeben, weil ich weiß, dass diese Jungs hier Bekannte

hatten.

Du wirst lernen müssen, mit solchen Nachrichten klarzukommen. Ich weiß nicht, wo du bisher gelebt hast, aber Dinge wie diese geschehen täglich; es lohnt sich gar nicht, noch darüber berichten zu wollen.

Menschen, die anders sind, werden überall angegriffen und umgebracht, das kannst du euren Yukio fragen, und wahrscheinlich jeden anderen auch. Alle haben Angst, und viele bekämpfen sie, indem sie beseitigen, was sie nicht kennen.

Wär ja schön, wenn mal jemand hier aufräumen würde, aber, ehrlich gesagt, ist es wahrscheinlich das Beste, sich einfach jemanden zu suchen, der ein bisschen aufpasst; naja, das habt ihr ja getan. Guck dich mal genau um in der Stadt; du wirst in jeder größeren Gruppe hier feststellen, dass es ein oder zwei Personen gibt, die auf die anderen aufpassen; und wenns doch mal Krawall gibt, dann kommen die Zacharias', aber das willst du nicht, denen ist egal ob du Täter oder Opfer bist, die wollen nur Ruhe in 'ihrer' Stadt. Und das ist eigentlich überall so, wo ich bisher gewohnt hab. Vom Rest der Welt wissen wir nur, dass es ihnen so geht wie uns, außer den USA natürlich, denen es noch schlechter geht, des Atomkriegs wegen.

Es ist nun einmal so, dass du immer von Menschen abhängig bist, die stärker sind als du; ob sie dir nun Gutes wollen oder nur sich selbst. Das kannst du nicht ändern. Rein theoretisch leben wir in einer Anarchie, trotz der Stadtregierungen.

Und wenn dir deine Haut lieb ist, kannst du dich spätestens nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr alleine auf die Straße trauen, nicht außerhalb deines eigenen Viertels, und manchmal nicht mal da.

Ich will dir nicht zu nahe treten, aber es wäre schade um dich; und es haben bestimmt schon einige auf dich abgesehen gehabt. Ich meine, sieh dich an."

Ich senkte den Blick. "Sakuya hat mich gefunden, als mich gerade jemand hatte mitnehmen wollen", murmelte ich mit der unguuten Erinnerung an meinen Kopf in einer Pfütze und ein Paar zu kräftiger Hände.

"Dann nenne ich es knapp."

"Das klingt, als lebten wir in einem Film, wenn du es so beschreibst. Wie Sin City."

"Ach was. Näääh. Sin City hatte immerhin ein Drehbuch.

Aber du solltest mich nicht so ernst nehmen; es gibt so viele verschiedene Blickpunkte, von denen aus du diese Welt betrachten kannst. Ich lebe vom Dreck; das ist unsere Verdienstmöglichkeit, Yannis' und meine. Kein Dreck, und keine Ablenkung ist nötig.

Trotzdem.

Rein theoretisch solltest du mir auch nicht trauen. Genauso theoretisch könntest du dem gesamten Rudel nicht trauen, eingeschlossen Sakuya. Aber wenn du das tust, wirst du wahnsinnig werden. Soviel Risiko musst du auf dich nehmen, oder paranoid werden. That's life. Es gibt kein Gesetz." "Und was soll ich dann tun?", fragte ich verzweifelt.

Mo grinste mich aufmunternd an. "Ganz einfach. Mach dein eigenes Gesetz. Lebe danach. Finde Leute, die das gleiche Gesetz befolgen.

Und das hast du ja.

Wenn du unbedingt von zuhause weglaufen musst, dann komm zu uns für den Tag und kriech da unter. Frag Rose, wo wir wohnen.

Und dann kannst du ja zurück zu deiner Familie.

Ich hoffe, dass Wolf dein Verschwinden noch nicht bemerkt hat. Vielleicht hat er schon jemanden gekillt dafür. Sei so nett und schreib mir alles auf; die Leute lieben eine gute Tragödie, besonders wenn irgendwelche attraktiven jungen Menschen

mitspielen. Schade, dass unter euch kein Mädchen ist, sonst würde ich glatt mal zu Besuch kommen."

Ich lächelte schwach bei seinem Versuch, mich aufzumuntern. Es war ja lieb von ihm, aber meine Laune besserte sich dennoch nicht. Im Gegenteil; die Welt kam mir wieder so trostlos vor. Ich wünschte fast, ich hätte die in Hannover Ermordeten gekannt, so dass ich einen Grund hätte, um jemanden zu trauern, aber das war doch absurd.

"Danke, Mo", murmelte ich bedrückt.

Er sah mich mitleidig an. "Nimm's nicht so schwer. Das Leben geht weiter. Selbst für uns Weltvergessene hier."

Wir waren inzwischen in einem anderen Teil der Stadt angekommen; der Regen hatte nachgelassen, und die Häuser um uns herum waren hübsch, ein wenig schief und schienen zum größten Teil verlassen zu sein, was zum Teil an den vielen schadhafte Stellen in ihren Dächern liegen mochte. Ihre Wände waren größtenteils frei von Graffiti, teilweise schien die Straße für eine Strecke von mehreren Metern dreißig Jahre in der Vergangenheit zu liegen - einer Vergangenheit, die zu lange zurücklag, als dass ich mich daran erinnern könnte, oder irgendeiner von uns. Es war tröstend.

Wir gingen nicht sehr schnell, und als wir uns einer Ecke näherten, hörten wir Stimmen, die schneller näherkamen; erregte Stimmen, eine anklagend, eine zerknirscht.

Ich erkannte Fuchs' Stimme in der wütenden.

"Was hast du dir eigentlich dabei gedacht? - Schon gut, vergiss es; ich will mir das ganze nicht noch einmal anhören müssen. Wo hast du ihn zuletzt gesehen?"

"Frankenberger Kirche..." Die andere Stimme klang verteidigend und ein wenig beleidigt, sie war relativ rau und heiser. "Aber ich kann nichts dafür! Ich wollte nur helfen! Ich habe gar nichts getan, wirklich nicht, Fuchs!"

"Ach, sei ruhig!" Fuchs sprach sehr schroff.

Jetzt kam mir auch die andere Stimme bekannt vor.

"Du hast ihm Angst gemacht! Wundert dich das?"

„Hey, ich wollte nur nett sein, und du sagst jetzt noch, er ist Wolfs Bruder! Woher soll ich denn ahnen, dass ich -"

Die zwei traten um die Ecke, und ich stockte mitten im Schritt; Fuchs' Augen weiteten sich, als er mich sah, und er kam mit einem erleichterten Seufzer auf mich zu. "Gott sei Dank, dir ist nichts passiert!" Er wandte sich Mo zu. "Du hast ihn gefunden? Danke, Moritz; ich wüsste nicht, wo wir hätten suchen sollen." Er sah mich wieder an. "Theo sagte, er hätte keine Ahnung, in welche Richtung du gelaufen seist; du seist plötzlich einfach wie vom Erdboden verschwunden gewesen. Ist alles in Ordnung?"

Als ich nickte, trat der andere, der gesprochen hatte, vor; er wirkte ein bisschen um Worte verlegen, und sein schwarzer Iro war nass, weil er durch den Regen hinter mir her gelaufen war. "Hey... Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken..."

Ich wollte dir wirklich nur helfen; sorry, dass ich mich so angeschlichen hab. Na ja, ich bin nicht davon ausgegangen, dass ich dich so verjagen könnte. He, ich hab im Radio von dir gehört." Seine Stimme war so rau wie vorhin, und er hustete, so dass ich merkte, dass seine Heiserkeit einzig von einer Erkältung herrührte, und ich kam mir so unsagbar blöd vor; auch wenn ich jetzt sah, dass er wirklich die Eckzähne angespitzt hatte, vielleicht waren es auch Prothesen, und seine Zunge gespalten hatte, und das ließ mich schlucken.

Fuchs richtete sich zu voller Größe auf und sah ihn strafend an. "Jeder würde sich erschrecken, wenn er plötzlich aus dem Nichts heraus von so einem...von so einem Nosferatu-Imitat wie dir angesprochen wird!"

Es war mir selber sehr peinlich, dass ich solche Angst gehabt hatte; aber ich hatte mich wirklich erschrocken, und ich kannte nicht genügend Leute, die aussahen wie Theo, um zu wissen, woran ich war.

Immerhin war er ein Fremder für mich gewesen.

„Ich war nur überrascht...“, murmelte ich verlegen. Ich war zu beschämt, um ihm in die Augen zu sehen.

Mo nickte uns zu. „Ist gut, dann werde ich ja nicht mehr gebraucht. Ich muss noch weiter; wir sehen uns ein andermal. Jamie, pass auf dich auf.“ Er verschwand hinter der Ecke, ehe wir uns verabschieden konnten.

Fuchs seufzte auf und warf Theo einen letzten düsteren Blick zu; in dem Versuch, ihm irgendwie noch böse zu sein. „Es hätte wer weiß was passieren können...!“

Theo kratzte sich betreten mit langen Nägeln den Kopf, klopfte Fuchs entschuldigend auf die Schulter. „Jaja, weiß ich, Fuchsi; tut mir leid...“

„Es ist ja nicht seine Schuld“, sagte ich verteidigend zu Fuchs. „Er hat mir ja nichts getan.“

Fuchs seufzte auf. „Ich weiß, es war ein Missverständnis. Na gut, dann ist das jetzt hoffentlich geklärt. Na komm, Jamie, lass uns gehen, ehe wir wieder nass werden.“

Theo hielt mich an der Schulter zurück und lächelte mir unbeholfen zu. „Warte mal, Kleiner... Tut mir ehrlich leid; ich hatte dich wirklich nur trösten wollen.“ Er nestelte an seinem Handgelenk herum. „Ich gebe dir was als Wiedergutmachung. Gib mir dein Handgelenk.“

Ohne groß nachzudenken, streckte ich ihm das gewünschte Körperteil entgegen, und er befestigte mit sicheren Handgriffen eines seiner Armbänder daran; es war schwarz und aus Leder, und eine doppelte Reihe silbrig glänzender Killernieten zierte es.

„Man kann doch Wolfs Bruder nicht ganz ohne alles herumlaufen lassen. Und wenn wir uns das nächste Mal sehen, wirst du aussehen wie ich, und dann sind wir quitt.“

„Hoffentlich nicht“, meinte Fuchs trocken und verdrehte die Augen. Ich musste lachen.

Theo zuckte die Schultern. „Frag deinen Bruder mal, der kann noch was aus dir machen.“

„Mach ich vielleicht“, sagte ich und lächelte schwach, als der junge Mann sich verabschiedete und die Straße hinab verschwand, von der ich mit Mo gekommen war. Wir gingen in die entgegengesetzte Richtung.

Fuchs seufzte abermals und streckte sich. „Ich habe mich wirklich erschreckt. Wenn dir was zugestoßen wäre... Theo ist mir zufällig in die Arme gelaufen und hat mich gefragt, ob du vielleicht der Neue bei uns wärst, er hat im Radio von dir gehört.“ Er sah mich ruhig an, sein Blick war ganz klar und ein wenig sanft. „Ich habe mir echt Sorgen gemacht. Du weißt nicht, wie du dich verteidigen kannst, und es ist bei solchen Gelegenheiten schon eine Menge passiert.“

Ich sah seine jadegrünen Augen und senkte leicht den Kopf. „Wenn mir was passiert wäre, hätte Saku keinen Grund mehr, zu bleiben.“ Ich hatte nicht darüber nachgedacht, aber es war die Wahrheit.

Fuchs' Augen weiteten sich erschrocken. „Das würde ich nie sagen!“ Er klang wirklich getroffen.

„Aber du hast es gedacht, oder?“ Ich hob den Blick wieder, und sah Fuchs Augen, die bedrückt und schmerzerfüllt waren, bis er sie vor meinem Blick schloss.

„Ja, das habe ich vielleicht“, hauchte er dann. „Ich wollte es nicht. Aber der Gedanke kam mir wirklich.“

Es tut mir so leid, Jamie. Ich mag dich wirklich, auch wenn du das wahrscheinlich nicht

so gemerkt hast; aber du bist ein lieber Kerl."

"Ich glaube dir ja", sagte ich mutlos.

Fuchs schwieg eine Weile. "Denkst du wirklich sowas von mir?", fragte er dann ängstlich. "Das ich dich nur mag, weil du sein Bruder bist, meine ich."

Ich schüttelte den Kopf; dann blieb ich stehen. Wir standen jetzt neben einer hell gestrichenen Kirche, und ich erkannte einige Ecken der Straßen vor uns wieder. "Ich möchte nicht nach Hause", sagte ich plötzlich.

Fuchs blieb stehen und sah mich unter seinen feinen rotblonden Strähnen hervor überrascht an. "Was ist los?"

Ich schüttelte nur langsam den Kopf. "Ich will jetzt noch nicht zurück. Ich will nicht, dass Minh mich fragt, wo ich hingelaufen bin." Ich senkte schuldbewusst den Kopf, und wieder stieg mir ein Kloß in die Kehle, als mir wieder voll in den Sinn kam, was ich ein wenig verdrängt hatte.

Fuchs sah mich eine Weile ruhig und milde erstaunt an, dann lächelte er schwach und wunderschön und zuckte leicht die Schultern. "Na gut. Dann komm; wir gehen einen Kaffee trinken."

Er bog statt nach rechts nach links ab, und ich folgte ihm, ein wenig erstaunt, aber auf dem Fuße. "Werden die anderen nicht denken, dass mir was passiert ist?"

Er zuckte die Schultern. "Außer den Zwillingen und mir weiß niemand, wo du bist. Und ich habe ihnen gesagt, ich würde den anderen Bescheid geben, mir bei der Suche zu helfen, wenn ich dich nicht finden sollte. Sie werden schon wissen, dass alles in Ordnung ist."

"Du klingst sehr zuversichtlich, dass sich um dich niemand zu sorgen bräuchte."

"Das bin ich auch. Ich muss selten Sorgen um etwas haben, wenn ich alleine unterwegs bin. Natürlich", seine Augen wurden dunkel, "früher mit deinem Bruder haben wir beide nicht einmal darüber nachdenken müssen."

Wir gingen durch die Stadt, den Weg zurück, den ich mit Sakuya und Junya gekommen war, bloß dass wir dieses Mal die Schienen nicht überquerten, sondern auf der linken Seite daran entlanggingen, so dass wir nach einer Weile das klotzige Bahnhofsgebäude vor uns auftauchen sahen, ziemlich kompakt, verlassen und neben den verbogenen und herausgerissenen Bahnschienen ruhend wie ein umgestürzter Felsbrocken.

Im linken Ausläufer davon, auf den der Weg direkt zu- und dann links daran vorbeilief, waren große Fenster eingelassen, die heil und sauber waren, und man konnte nicht hineinsehen, weil das Licht sich darauf spiegelte.

"Und hier kann man Kaffee trinken?", fragte ich argwöhnisch.

Fuchs lächelte mich auf seine leise, unwiderstehliche Weise an. "Du wirst staunen. Den besten Kaffee der Stadt."

Wir betraten das Gebäude, das innen genauso leer und verlassen wirkte wie außen, und ich wollte mich schon wundern, als ich links von uns eine Tür entdeckte, die zwar verschlossen war, aber darüber auf einem sehr dunkelblauen, fast schwarzen Schild in roten Lettern aufgemalt das Wort 'Karfunkel' lesen ließ. Fuchs stieß die Tür auf, und ich folgte meinem Begleiter hinein.

Es war schön warm drinnen, und die Wände waren größtenteils in einem dunklen Orange gestrichen, mit Schattierungen von Gelb und Rot; eine lange Bar zog sich über die rechte Wand bis nach hinten, wo der ganze Raum nach einem Knick hinter der Ecke verschwand. Der Raum war nicht sehr breit, und die linke Hälfte davon, die an den Fenstern lag, war etwas erhöht und durch eine etwas über tischhohe Wand vom Rest geteilt; hinter der Bar standen die obligatorischen Regale, und an der Wand

neben der Tür hing ein riesiges Bild, offensichtlich handgefertigt, eine Collage aus dutzenden Fotos, wenn nicht hundert, alle in diesem Raum aufgenommen, wie mir schien; und ich bleib für eine Sekunde stehen, da mir zwischen den vielen bunten und fröhlichen Gestalten auf dem Bild einige ins Auge stachen:

Ich sah zum ersten Mal ein altes Foto meines Bruders, auf dem er vielleicht ein, zwei Jahre älter war als ich nun; ich sah ihn schmunzelnd an einem Tisch sitzen, ihm gegenüber Fuchs, ebenfalls jünger, mit noch längerem Haar, das im Nacken lose zusammengehalten wurde; beide beugten sich etwas in die Mitte um aufs Bild zu passen, und neben Sakuya, der sich kaum verändert hatte, saß, wen ich erst auf den zweiten Blick erkannte: ein viel jüngerer Rose, mit nur leicht getöntem, fast blondem Haar, er wirkte sehr schmal und beinahe etwas kränklich, aber er lachte herzlich, die Köpfe mit den beiden anderen fürs Bild zusammensteckend.

Nach einer Weile Betrachten sah ich noch ein neueres Bild von Rose, Valentin und Yuki, besser gesagt; von Yuki, der in einem Arm fröhlich einen grinsenden Rose hielt und mit dem anderen einen sich wehrenden Valentin ins Bild zog.

Und als ich mich fast abwenden wollte, ohne noch mehr bekannte Gesichter zu suchen, fiel mein Blick auf ein weiteres Foto, wohl kaum jünger als das erste, da Fuchs auch dort die längeren Haare hatte, die ihm glatt und fein auf die Schultern fielen: Er und mein Bruder, nebeneinander, beide in einem schlichten T-Shirt, einer grau, einer schwarz, es schien Sommer zu sein. Beide hatten den Arm um den jeweils anderen gelegt; Sakuya grinste breit und reckte Zeige- und kleinen Finger in die Kamera, Fuchs schmunzelte ein wenig hintergründig, ich sah seine Hand auf Sakus Schulter. Beide sahen glücklich aus.

Ich wandte mich schnell ab, als ich merkte, dass Fuchs auf mich wartete, und war nicht überrascht, als er kein Wort über das Bild verlor, im Gegenteil so tat, als sähe er es nicht.

An der gegenüberliegenden Wand hing ein Bild von einem Drachen, glühend Orange vor schwarzem Hintergrund, der wie ein Phönix aufzusteigen und lebendig schien, als würde er jeden Moment mit den Schwingen schlagen, einen heißen Hauch ausstoßend, und verglühen.

Fuchs grüßte den einzigen Barkeeper wie einen alten Bekannten - was er wahrscheinlich auch war, ein Mann Mitte dreißig mit dunklem Haar, Lachfalten, Augenringen, als hätte er schlecht geschlafen, und einem Kopftuch - und bestellte für sich und mich einen Kaffee.

Dann winkte er mich zu dem nächstgelegenen Tisch; direkt vor dem Fenster, so dass ich die Straße sehen konnte, die wir gekommen waren, und die Tür im Blick hatte, mit dem Rücken zum Drachen.

Ich bemerkte plötzlich mit einem Blick nach unten, dass die dunkle hölzerne Tischplatte, auf der ich meine schmalen Hände liegen hatte, überall winzige funkelnde rote Steine eingesetzt hatte, die bei Beleuchtung wie Sterne funkeln mussten. Es war mir sofort egal, ob es Glas war oder Plastik. Es sah so schön aus.

“Das ist hübsch, oder?“, lächelte Fuchs, als er meinen Blick bemerkte. “Ich weiß. Das ist unser aller erste Reaktion hier gewesen. Alle wollen nochmal her, der Tische wegen; na ja, zumindest teilweise. Es ist leider jetzt nicht halb so schön und gemütlich wie nachts, wenn die Lampen an sind und lautere Musik läuft.“ Im Hintergrund lief irgendein Classic Rock-Stück. “Du musst mal abends mit uns herkommen. Yuki und ich waren ja erst vor ein paar Tagen hier. Es ist unsere Stammkneipe, wenn wir ein bisschen entspannen oder was trinken wollen. Zum Feiern und Musikhören ist das 7th Eden besser; finde ich, Yuki geht nicht hin, kann die Musik nicht leiden.

Es ist ungewohnt für mich, dass wir hier die einzigen sind. Ansonsten ist es immer ziemlich voll; es sind fast alle Tische belegt. Ich würde sagen, die gesamte Homosexuellenszene der Stadt trifft sich hier, scheinen alle das gleiche zu denken wie wir. Und auch viele von außerhalb, weil das Ding bekannt ist in der Umgebung und darüber hinaus."

"Dann ist das sowas wie eine Schwulenbar oder was?", meinte ich milde erschrocken. Fuchs zuckte die Schultern. „Nein, eigentlich nicht; das heißt, inoffiziell vielleicht. Aber eigentlich war das nicht beabsichtigt. Der Besitzer ist so vollständig hetero wie nicht mal Diego. War Zufall. Und dann sind in den Jahren immer mehr hergezogen, naja, man kennt sich eben, hier in der Stadt hat man seine Ruhe, wenn doch mal einer an den Stadtgrenzen meint Ärger machen zu müssen, dann sind da noch die Zacharias'. Daher hat sich das hier im Lauf der Jahre etabliert.

Hier haben wir unsere Ruhe, Gesellschaft, und ein gewisses Maß an Niveau, was auch nicht alltäglich ist; wer wirklich hart feiern will kommt nicht in diese Stadt."

Er ließ seinen Blick versunken schweifen, und ich lehnte mich ein wenig zurück und entspannte mich.

Ich musste sagen, dass ich es hier mochte. Der Ort und seine feuerfarbenen Wände hatten etwas an sich, das gleich eine gemütliche Atmosphäre verbreitete.

Es war sicher schöner, wenn es dunkel war; und lauter natürlich auch. Vielleicht würde ich wirklich mal mitkommen.

Fuchs sah mich an und lachte leise. "Weißt du, wie viele Bekanntschaften wir dank des Karfunkel geschlossen haben?"

Mit Rose haben wir hier quasi gewohnt; Rose hat uns hier Valentin vorgestellt, und dein...dein Bruder hat hier Antti getroffen.

Das heißt, um genau zu sein, hat er ihn vorher schon zum ersten Mal gesehen, im 7th Eden, bei einem Gig. Aber du kennst ihn; er ist so zurückhaltend.

Wir waren nachher hier und haben noch ein bisschen was getrunken, und plötzlich kamen Mari und Valentin rein, und sie hatten Antti dabei.

Mari ist einer der besten Freunde von Antti, und auch von Valentin, er hängt viel mit beiden Bands rum; naja, an diesem Abend hat er sich Antti, der sonst auch eher schüchtern ist, geschnappt und ihn hierhergebracht, um ihn deinem Bruder vorzustellen.

Hätte er das nicht gemacht, wären die zwei vielleicht nie zusammengekommen."

Er sah gedankenversunken aus dem Fenster, und ich fragte mich, ob das etwas geändert hätte in der Kette von Ereignissen, in deren Rekonstruktion mir noch die entscheidenden Bindeglieder fehlten.

Ehe ich vorsichtig fragen konnte, kam der Barkeeper und brachte jedem von uns seinen Kaffee. "Kein so guter Tag heute, was, Fuchs?", fragte er leutselig.

"Nicht wirklich", lächelte der Rothaarige. "Ich komm an der ganzen Situation nicht weiter. Ich bin mir sicher, das ganze Karfunkel hat von meinem kleinen Streit gehört."

"Machst du Witze?", fragte der Mann trocken. "Die Wetten stehen eins zu fünf, dass Wolf wieder geht. Ihr seid zum ersten Mal seit Monaten wieder das große Gesprächsthema. Ich sollte ein Buch darüber schreiben."

"Toll", sagte Fuchs griesgrämig und rührte mit dem Löffel in seinem Kaffee.

"War nur ein Scherz. Es gibt keine Wetten. Nur das übliche Gerede; du kennst das ja."

"Toll", wiederholte Fuchs.

"Selber schuld. Euch kennt nun mal jeder."

"Du siehst selber nicht so frisch aus heute, Matty."

"Wenn du wüsstest! Ich bin die Meute bis um halb sechs heut Morgen nicht

losgeworden; ihr zwei Hübschen habt die letzten Tage ja nicht miterlebt, es war die Hölle los, muss das miese Wetter sein.

Wusstest du, dass eine Menge Leute neulich glaubten, dass was läuft zwischen Yuki und dir?"

"Ich weiß", murmelte Fuchs und kippte Zucker in seine Tasse. "Das war ja unsere Absicht. Wir brauchten ein bisschen Abwechslung."

Matty schüttelte den Kopf. "Ich werd euch Schwule nie verstehen können."

"Ich bin bisexuell, Matty, und das weißt du auch spätestens seit Nessa."

"Das ist doch alles derselbe Mist."

"Denk dran, womit du dein Geld verdienst, und dann mach erst den Mund auf", seufzte Fuchs.

"War doch nur Spaß."

"Weiß ich doch.

Oh, tut mir leid, Matty - das ist Jamie. Jamie, das ist Matty, dem der Laden gehört. Er hat nicht beabsichtigt, dass es läuft, wie es läuft, aber es läuft gut."

"Genau", meinte Matty und reichte mir die Hand. "Angenehm."

"Jamie wohnt bei uns, und ehe jemand fragt, sein Bruder wird jeden umbringen, der Hand an ihn legt."

"Das hab ich schon gehört.

Nein, schau nicht so, Jamie", sagte er auf meinen unwohlen Blick hin. "Ist schon okay, ich denke, wenn sie auf Knien betteln, wird er sie am Leben lassen." Er warf einen Seitenblick auf Fuchs, der, das Kinn in die Hand gestützt, träge in seiner Tasse rührte.

"Na gut, ich lass euch in Ruhe."

Als er verschwunden war, sah Fuchs wieder mit einem matten Lächeln auf. "Sag nichts. Er hat einen furchtbaren Humor. Aber ein super Gedächtnis."

"Er hat Humor?", fragte ich trocken.

Fuchs lachte leise auf, und für einen Moment wurden seine grünen Jadeaugen strahlend, und er sah wieder so süß und liebenswert aus.

Dann sah er mich an, einen Schluck aus seiner Tasse nehmend, während ich in meinen eigenen Kaffee Zucker rührte. "Also", sagte er leise, nachdem er geschluckt hatte. "Warum hast du geweint?" Er sah mich aufmerksam an aus seinen sanften Augen, und ich zögerte kurz, den Löffel niederlegend. Fuchs wartete geduldig, ohne mich zu bedrängen.

Ich fühlte mich wohl bei ihm. Vielleicht lag das daran, dass ich ihm so vertraute. Der junge Mann hatte etwas an sich, das besänftigte und tröstete, wenn man nur in seiner beruhigenden Nähe war. Selbst dann, wenn er selber Trost brauchen mochte.

"Ich weiß nicht genau", sagte ich leise. Auf seinen fragenden Blick hin begann ich erst stockend, dann immer schneller die ganze Geschichte zu erzählen - wie ich Junya gesucht und schließlich gefunden hatte, seine plötzliche abwesende Haltung, sein Blick, der an mir vorbeiging, und auch Rose, mit dem er hingegen so vertraut umging - und auch meine Zweifel, was er fühlte - was ich fühlte.

Als ich geendet hatte, steckte mir schon wieder ein bitterer Kloß in der Kehle, und ich sah aus dem Fenster, in der Hoffnung, dass Fuchs es nicht bemerkte.

Er wartete höflich ab, bis ich mich ihm wieder zuwandte.

Ich sah in seine ruhigen Augen. "Was soll ich jetzt tun?", fragte ich leise.

Wenn doch nur die Antwort immer so einfach wäre wie die Frage!

"Bist du denn in ihn verliebt?", fragte Fuchs sanft und stellte seine Tasse ab.

Ich sah verloren zu ihm auf, meine warme Tasse Kaffee mit den Händen umklammernd. "Ich weiß es nicht", murmelte ich verzweifelt, und hätte fast wieder

angefangen zu weinen, weil ich mir so armselig vorkam.

“Du darfst mich so etwas eigentlich nicht fragen”, lachte Fuchs plötzlich bitter und leise und senkte den Blick. “Ich dachte auch bis vor Kurzem, ich wäre verliebt...und ich glaube, ich habe absolut alles falsch gemacht, was ich falsch machen konnte.”

Ich sah erstaunt auf. “Du bist verliebt? In wen?”

Ich blickte ihm eine Weile verwirrt in die Augen, in der er meinen Blick stumm erwiderte, den Blick herzerweichend sehnsüchtig ins Leere gerichtet, den Mund leicht geöffnet, als wolle er etwas sagen, aber dann doch die Lippen schließend und die Augenlider für einige Sekunden zusammenpressend, ehe er mich wieder ansah, schmerzerfüllt, aber ergeben, und erschöpft, als wolle er all das nicht mehr.

“Sakuya”, sagte er dann sehr leise und nahm einen tiefen Schluck Kaffee.

Ich glaube, das war das erste Mal, dass ich ihn den Namen meines großen Bruders habe aussprechen hören.

Seine grünen Augen blickten auf die Tischplatte.

Ich saß einige Sekunden stumm da.

Irgendwie hatte ich es schon gewusst, tief in mir, aber es so zu hören, war doch etwas völlig anderes, dieses Geständnis von Fuchs.

Dass ich vielleicht etwas Wichtiges erfahren hatte, interessierte mich in dem Moment gar nicht.

Ich wusste nur, dass Fuchs mir plötzlich so furchtbar leid tat.

“Weiß er es denn?”, fragte ich dann.

Fuchs sah abrupt auf. “Das ist es ja gerade! Natürlich weiß er es! Er weiß es sehr gut; ich habe es ihm gestanden, vor einem halben Jahr.”

Ich schwieg eine Weile, in der ich mir dachte, dass das alles ein ziemlich großer Zufall war; dann mit einem Mal fiel es mir wie Schuppen vor den Augen.

Meine Augen weiteten sich. “Und wenn du es zurücknehmen würdest...”, flüsterte ich. Plötzlich verstand ich.

Fuchs sah mich erschöpft an. “Genau. Dann würde ich alles nur noch schlimmer machen.”

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Das war es? Das war es, was Sakuya seinem Freund nicht verzeihen konnte - was alles zwischen ihnen geändert hatte?

An der Art, wie Fuchs meinem Blick auswich, ahnte ich, dass er mir nicht alles erzählt hatte.

Was hatte Fuchs getan? Was hatte Sakuya getan? Warum schienen sie einander nicht mehr zu kennen?

Ich verstand auf eine gewisse Weise weniger als zuvor.

Fuchs sprach wieder. “Irgendwie ist es schlimmer, ihn wieder hier zu haben, als wenn er noch immer weg wäre”, flüsterte er und fuhr sich über die Augen. Seine Tasse war leer, wie er merkte, als er sie an die Lippen hob.

“Das muss furchtbar wehtun”, sagte ich mitfühlend und legte meine Hand auf seine; ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen können.

“Es ist nicht mal so, dass mich stört, dass er da ist, ich ihn aber nicht haben kann. Ich will das nicht mal.

Es ist vielmehr... Ich hätte nie gedacht, dass etwas so wehtun kann wie die Art, wie er mich nicht ansieht. Und die Leere an meiner Seite.”

Ich nahm meinen Mut zusammen und stellte die einzige Frage, die mich jetzt noch interessierte. „Was ist denn passiert?“

Er sah eine Weile aus dem Fenster und sagte gar nichts. Ich nahm meinen letzten Schluck Kaffee, traute mich aber nicht, ihn anzusprechen. Er sah so unglaublich einsam

aus. Wie Sakuya neulich auf der Fensterbank.

Wie konnte man sich nur so gegeneinander sperren!

Wären nicht Fuchs' sanfte grüne Augen gewesen, ich hätte die beiden am liebsten angeschrien.

Andererseits, hatte ich nicht ein eigenes Leben, um das ich mich kümmern müsste?

Ich wollte doch nur helfen!

Fuchs riss sich zusammen und zwang ein Lächeln auf seine Lippen, aber es war ein wenig verkrampft.

„Ich hatte Sex mit deinem Bruder.“

Ich verschluckte mich fast am Kaffee, Fuchs stieß den Atem durch die Zähne und starrte wieder aus dem Fenster.

„Das...das war es, was in dieser Nacht passiert ist?“ Ich hustete.

Der Rothaarige nickte, brachte es nicht über sich, mich anzusehen.

„Wir hatten beide getrunken, er mehr als ich; er war ja so traurig. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist; ich dachte, ich wäre in ihn verliebt, und das habe ich ihm auch gesagt.“

Ich war so bescheuert; ich hab alles kaputtgemacht; Saku hat recht, es war meine Schuld.“

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und sah eine Weile in seine Tasse.

„Und du bist nicht in ihn verliebt?“, fragte ich vorsichtig, als er nichts mehr sagte.

„Ich weiß es nicht. Ich dachte dass ich es wäre; aber jetzt, wo er wieder da ist...“

Ich wollte das alles so nicht, das habe ich viel zu spät bemerkt. Natürlich liebe ich ihn über alles, aber...ich weiß nicht. Ich will das alles nicht.

Ich will einfach nur, dass er wieder bei mir sein kann, so wie früher.

Ich habe das einzige zerstört, das unsere Freundschaft zu etwas Besonderem gemacht hat....

Jetzt können wir nie mehr dahin zurück.

Es war so dumm von mir; ich hatte fast alles, und dann ging ich noch einen Schritt weiter, weil ich dachte, ich müsste wirklich alles haben; und jetzt bleibt mir nichts.“

Ich schwieg eine ganze Weile. Ich war nichtmal sehr überrascht.

Es tat mir nur so weh. Es musste doch einen Weg zurück geben, es gab immer einen!

Oder war ich nur naiv, und selbst Freunde konnten sich irgendwann fremd werden?

Fuchs' Augen blickten nun unverwandt in meine. Er hatte sich mir anvertraut. Das schätzte ich.

Der junge Mann löste seine Hand aus meiner und erhob sich, wirkte fast unangenehm berührt, beinah überrascht, dass er so offen mit mir gesprochen hatte. „Noch Kaffee?“

‘Du bist gegangen - ach -

Und ich hatte so viel noch zu fragen.

Du hattest Antwort - ach -

Und hast sie von hinnen getragen.

Nun sitze ich, arm, allein,

Mit meiner dunkelen Seele,

Und wandle zu Klang den Stein

Und hauche mein Herz durch die Kehle.’

Sakuya: Endymions Vergissmeinnacht

Ich warf von mir die Arzeneien,
Die hold betäubenden der Städte,
Die kühlen Salben, die Verbände
Riss ich herab im öden Haus.
Nun wühlt, nun frisst das nackte Feuer.
Ich weine oft. Ich kann nicht schlafen.
Und halt die unbekannte Wunde
Dem Arzt entgegen, der sie kennt.

Ich tötete die tausend Stimmen,
Die hold betäubenden der Städte,
Auch nicht die Stimme der Geliebten
Ließ ich zu mir ins öde Haus.
Wohl flüstern rings die starken Geister,
Sie werden nicht mein Ohr verführen.
Es lauscht der feinsten Stimme Gottes,
Dass sie mir sage, wer ich bin.

Ich löschte aus die tausend Lichter,
Die hold betäubenden der Städte,
Selbst vor des Mondes Wolken-Ahnung
Verhängte ich das tote Haus.
Nun tilg ich hinter meinen Lidern
Die letzten Zuckungen der Farbe,
Und nachtverfallen will ich finden
Den Schimmer Wahrheit in mir selbst.

- Franz Werfel: Einsamkeit

Ich lag wach.

Ich hatte die Decke bis zu meinen Hüften hinuntergeschoben, weil es warm war im Zimmer, und starrte an die leere Decke, einen Arm hinter den Kopf geschoben, wie im Fall erstarrt, oder wie ein Mordopfer, ein toter Mensch im flachen Wasser, die Haut weiß und kalt, das Haar nass, der Blick starr, der Atem gestockt.

Aber meine Haut war nicht kalt, sie war warm, wie in einer Sommermitternacht, und wenn ich den Kopf zur Seite drehte, spürte ich meinen Atem über meine Schulter streichen.

Ich war bis dahin mehrmals in einen unruhigen Halbschlaf verfallen, aus dem ich bei jeder Bewegung, bei jedem tiefen Atemzug Yukis wieder erwacht war, und jetzt hatte der Schlaf mich verlassen, und anstelle seiner warmen Finger konnte ich nur noch die dunkle Berührung der Mitternacht auf meinem Körper spüren, die ich so gut kannte; zu gut, denn wer kann stolz von sich behaupten, einzig Geliebter des Mondes zu sein? Ich war Endymion.

Alle Farben hatten das Zimmer verlassen, und obwohl kein Licht von draußen hereinfiel außer dem schwachen, silbergrauen des verhangenen Mondes, schimmerte unsere Haut weiß und milchig wie Mondstein, und unsere Haare waren pechschwarz, selbst vor dem Hintergrund der dunkelgrauen Nacht um uns.

Wenn ich still war, konnte ich Yukis schwachen Atem neben mir hören, und ich lag ganz still und lauschte, denn diese Atemzüge waren das einzige, das den Eindruck von mir fernhielt, ich wäre gestorben und läge in ewiger Mondnacht, mit nichts als düsteren Träumen und erschauernden Gliedern, um mich warmzuhalten.

Ich lag wach, ich lag alleine wach, und ich konnte mich nicht mehr erinnern, wie selten in all den Jahren meines ruhelosen Lebens ich nachts alleine wachgelegen hatte, wenn ich doch zuhause war; und ich konnte mich nicht entsinnen, ob es normal war, dass mir die Einsamkeit den Atem nahm, und dass all die Wärme mich auskühlte, das Mondlicht meine Seele austrocknete, dass ich verfluss wie ein Mondgeist, und dass Yukio neben mir ein Wesen war aus einer fremden Welt, einer Welt von Milch und Honig, neben mir in tiefer Nacht, schlafend, ohne etwas zu wissen von dem Geist, dessen Blick durch die Dunkelheit streunte und über seine Elfenbeinschultern glitt.

In der Ferne hörte ich die Glocken Mitternacht schlagen, wiederum, und wieder nahm mir die Mitternacht den Atem, und ich wusste, was ich wollte, wusste zu gut, was ich wollte, wusste noch besser, dass es verloren war, für mich für immer verloren war, und dass ich nie wieder lebendig werden würde, dass ich jetzt schlief, und vorher gewacht hatte, und dass ich nie aufwachen konnte, da ich verloren hatte, was mich wachhielt; dass ich es an eine große Illusion verloren hatte, die mich bereits einmal getäuscht hatte und die mir jetzt mein Leben nahm, oder das, was mir mein Leben bedeutete.

'Sag' mir, ob auch in Nächten Deine Seele schreit,
Wenn sie aus bangem Schlummer auffährt,
Wie wilde Vögel schreien durch die Nachtzeit.'

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass alles wieder wäre wie früher; ich wünschte mir, Fuchs' Atem zu hören, seine Wärme im Raum zu erahnen; ich wünschte mir, ihm von der Einsamkeit des Mondes erzählen zu können, wieder einmal, und zu sehen, wie seine schimmergrünen Augen ihren Blick aus dem Fenster huschen ließen, wenn er mir sich auf die Unterlippe beißend zuhörte.

Ich vermisste sogar die Art, wie er an seinen bereits kurzgebissenen Nägeln kaute, wenn er nachdachte, die Augenbrauen leicht zusammengezogen, die grünen Augen konzentriert ins Leere gerichtet.

Aber das alles war für mich verloren. Ich hatte es allen anderen bereits mehrmals gesagt. Das war ein anderer Mensch gewesen.

Ein Mensch, den ich geglaubt hatte zu kennen.

Ich war mir so sicher gewesen, dass das, was wir gehabt hatten, etwas Besonderes gewesen war; eine Bindung, wie sie sonst zwischen keinen zwei Menschen herrschte. Ich hatte geglaubt, dass uns das niemand nehmen könnte.

Vor allem hatte ich geglaubt, dass es Fuchs ebenso ging.

Aber niemand konnte sich vorstellen, was für eine Welt für mich zusammengebrochen war, als ich Fuchs an ebenjenes Gefühl verloren hatte, dass mich auch schon mit Antti verbunden hatte - das mich mit Antti verbunden hatte, welcher den Bund zerbrochen hatte!

Oscar Wilde hat gesagt, 'Freundschaft ist bei weitem tragischer als Liebe. Sie hält länger'.

Das wusste ich; und jetzt musste ich feststellen, dass es keine Freundschaft mehr war zwischen Fuchs und mir, und dass das einzige, was ich in meiner sich wandelnden Welt für immer gleichbleibend und verlässlich gehalten hatte, zu jenem flüchtigen Trug

geworden war, der die Menschen beutelte und trieb, der sie irgendwann doch alleine zurückließ, wie er es mit mir getan hatte. Und auch ich - hatte ich dieses Gefühl nicht ebenso verloren? Ich wusste, wie flüchtig es war. Und Fuchs hatte das Ewige zugunsten des Flüchtigen aufgegeben.

Was sonst konnte es sein, außer vergänglich?

Ich war mir sicher, unerschütterlich, dass ich Fuchs verloren hatte.

Und würde ich uns nicht beide ins Unglück stürzen, wenn ich der Freundschaft nachgab, dieser viel tieferen Art von Liebe, die zwischen uns geherrscht hatte und mein Herz noch immer beherrschte? Wenn ich nicht an das glauben konnte, was er für wichtiger hielt, ich aber für eine Illusion; einen Trieb, verankert im menschlichen Instinkt, und nicht aus freiem Willen ausgesucht?

Ich kannte ihn einfach nicht mehr. Er war mir, mit einem Mal, so fremd geworden.

Und das tat weh; denn noch immer liebte ich ihn; natürlich, wie könnte ich ihn auch je hassen? Es widerspräche nicht nur allem, an das ich glaubte; zudem war ich einfach nicht fähig, den Menschen zu hassen, der mir auf der ganzen Welt am meisten bedeutete, nur weil er mir plötzlich so fremd geworden zu sein schien.

Vielleicht war es nur ein Traum gewesen, ein Traum von der Ewigkeit, den zwei vom Tod umgebene Kinder vor Jahren zu träumen begonnen hatten, und vielleicht hatten wir aufwachen müssen, um uns unserem Erwachsensein zu stellen.

Lieber auf ewig Kind bleiben, und den Traum nicht verlieren!

Ein Traum? Nur ein Traum?

Ich wusste nicht, was ich glauben sollte.

Ich hatte Angst.

Meine ganze Welt hatte sich plötzlich verändert, und ich wollte nur, dass es zwischen uns wieder so war wie früher. Aber das war nicht möglich.

Möglicherweise war es auf eine harte Weise Glück für Yuki gewesen, dass sein bester Freund, sein Geliebter, ums Leben gekommen war, so dass er den Traum für immer weiterträumen konnte.

Allein der Gedanke, meinen besten Freund, meinen Bruder, zu lieben, schreckte mich ab, und ich verdrängte ihn.

Wir beide waren zu Männern herangewachsen, die Männer liebten, aber dennoch war es uns nie in den Sinn gekommen, dass zwischen uns etwas Derartiges passieren könnte.

Bis zu dieser Nacht wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, und wäre ich es, wäre es mir völlig abwegig erschienen.

Er war doch mein bester Freund!

Und jetzt war alles anders.

Es hätte nicht so überraschen dürfen, aber das hatte es. Das zwischen uns war immer etwas völlig anderes gewesen. Nie hatte ich über Fuchs in sexueller Hinsicht nachgedacht. Er war wie ein Teil von mir gewesen.

Sicherlich hatte es Experimente gegeben, als wir einige Jahre jünger gewesen waren; auf dem Weg nach Deutschland, als wir langsam begannen, den Frieden kennenzulernen, waren wir neugierig geworden. Ich erinnere mich gut an schüchterne Küsse in einem verlassenen Güterzugwaggon, die Abendsonne im Gesicht.

Weil wir einander vertraut hatten; eben weil das zwischen uns etwas völlig anderes gewesen war.

Und jetzt war für Fuchs aus dem Spiel Ernst geworden, und am meisten brachte mich der Gedanke zum Weinen, dass es für ihn schon lange so gewesen sein könnte, auch wenn ich es mir nicht vorstellen konnte.

Aber immerhin hatte sich herausgestellt, dass ich ihn weniger gut kannte, als ich geglaubt hatte.

Ich setzte mich auf und presste die Hände auf mein Gesicht.

Ich war völlig aufgewühlt, ich konnte nicht mehr schlafen.

Zu deutlich war die Erinnerung daran, wie ich den fünfzehn-, den sechzehnjährigen Fuchs geküsst hatte damals, an das Vertrauen zwischen uns - und dann...

Ich schlug die Decke zurück und strich mein Haar über die Schultern.

Ich atmete tief aus.

Ich wusste, dass die Liebe von Yuki und Julian bei solchen Experimenten aufgekommen war, oder zumindest entdeckt worden.

Aber das war etwas anderes. Etwas völlig anderes. Die zwei waren nicht zusammengewachsen, wie wir zusammengewachsen waren; Gott bewahre. Unsere Freundschaft war um so viel tiefer gewesen.

War es anmaßend von mir, so zu denken, gerade über einen Toten, den ich nicht einmal gekannt hatte, und den einer meiner engsten Freunde liebte wie wahnsinnig, noch immer? War ich einfach zu stolz?

Nein, wir hatten etwas Besonderes gehabt. Und jetzt war nur noch die Erinnerung daran in mir und tat mir weh.

Ich schwang die Beine aus dem Bett und stand auf, strich mir die Haare zurück, schlang die Arme nun doch fröstelnd um den bloßen Oberkörper. Das Mondlicht warf meinen vagen Schatten auf den friedlich schlafenden Japaner.

Ich sah voller Liebe zu ihm hinab. Dass ich so einen Freund hatte, dafür sollte ich schon dankbar sein; jeder meiner Freunde hatte ohne zu zögern angeboten, mich in seinem Bett zu beherbergen, bis eine bessere Lösung gefunden wäre, und das hatte mich mehr gerührt, als ich gezeigt hatte. Ich wäre jedem Angebot freudig gefolgt. Weil ich wusste, dass es aus Liebe heraus gemacht worden war, aus dem Wunsch bei mir zu sein, einfach nur um meiner Nähe willen, und nichts sonst.

Ich würde immer dafür dankbar sein, dass ich nach allem, was ich getan hatte, noch immer willkommen war.

Vielleicht war ich aufgrund meines Lebenswandels psychisch gestört, krankhaft schon nach Nähe süchtig, vielleicht war irgendetwas in meinem Kopf nicht mehr normal? Aber das war mir egal.

Ich hätte auch in Ilias Bett geschlafen, auch in Valentins. Dass ich bei Yuki gelandet war, war aus meinem Wunsch heraus entstanden, jemanden um mich zu haben, der mich durch seine Fröhlichkeit trösten konnte in meiner Pein, wieder hier zu sein. Wer Yuki nicht liebte, musste tot sein.

Er lag auf dem Rücken, einen Arm neben dem Kopf und die Lippen leicht geöffnet, während sich seine Brust unter seinen leichten Atemzügen gleichmäßig hob und senkte, und neben ihm lag sein Peter Rabbit-Stofftier, den Fuchs ihm aus kläglichen Resten in Yus Gepäck genäht hatte, damals, als Yuki gerade hier angekommen war.

Wir hatten eine Trauerfeier für Julian abgehalten, Yu zuliebe, und wir alle hatten versucht, den Untröstlichen zu trösten, aber er ließ niemanden an sich heran; und Yukio steckte in seinen widerstreitenden Gefühlen fest, nachts nicht alleine sein zu wollen, aber gleichzeitig keine Nähe ertragen zu können.

Ich erinnere mich so gut, wie Fuchs, der schon immer geschickt gewesen war mit seinen Händen, nach einigen Stunden stummer Arbeit aus seinem Zimmer gekommen war, den Hasen in der Hand: "Na, jetzt musst du nachts nicht mehr ganz alleine sein, siehst du?" Und wie Yuki in Tränen ausgebrochen und ihm um den Hals gefallen war. Seitdem hatte er sich uns gegenüber geöffnet.

Wir alle liebten Yukio sehr; zwar hatten wir alle mal untereinander Streit, schließlich waren wir nur Menschen, aber ich konnte mich nicht erinnern, dass jemals jemand ernsthaft auf unseren Sonnenschein wütend gewesen wäre, nicht einmal Diego, der ihn doch ab und an zurückbeißen musste, wenn der Japaner ihm zu nahe trat mit seinen anzüglichen Witzen.

Er war unser aller kleiner Bruder mit seiner kindlich offenen und etwas mädchenhaften Art, auch für mich, wo Yuki doch etwas ganz anderes für mich bedeutete als mein leiblicher kleiner Bruder, den ich nicht im Traum küssen würde, wie ich doch Yu küsste.

Ich glaube, Yukio weckte in den Älteren von uns unweigerlich den Drang, ihn zu beschützen; wobei er selbst es meist am Ende war, der uns beschützte mit seiner unerschütterlichen Gewohnheit, immer ins Licht zu sehen, was ich nicht konnte und weswegen ich ihn vielleicht in der dunklen Nacht so gerne bei mir hatte.

Ich beugte mich vor und strich ihm die langen pechschwarzen Haarsträhnen aus der Stirn und küsste seinen Mundwinkel, so dass er im Schlaf etwas Unverständliches murrte, und zog ihm dann die Decke zu den Schultern hoch, nachdem meine Wärme langsam das Bett verlassen hatte.

Ich liebte ihn, wirklich, von Herzen. Aber ich konnte seine Nähe in dieser einsamen Nacht nicht ertragen.

Ich schlüpfte fröstelnd in meine wärmste Hose und zog mehrere dünne Oberteile übereinander an; das hielt besser warm als ein einziger dicker Bandpulli, und ich war nicht gerne in Pullovern unterwegs, nachts.

Nachdem ich nach einigem Zögern, dann aber entschlossen, nach meinem schlichten Lederhalsband gegriffen hatte, das sich mir immer so tröstlich fest um den Hals legte, streifte ich mir meinen Mantel über, und sofort, wie in einem beschützenden schwarzen Gefieder, fühlte ich mich besser; weniger verloren, und mehr wie ein Mensch; weniger im Auflösen begriffen, und eher wie der schwarze Wolf, der zu sein ich für so viele Menschen gewohnt war und doch nicht war, nicht im tiefsten Inneren, nicht, wenn Fuchs Recht hatte.

Aber wir hatten so lange geglaubt, einander zu kennen.

Ich nahm keine Waffe mit. Ich brauchte sie nicht, nicht hier, wo mir in vielen Fällen mein Ruf allein Schutz genug war. Noch hatte ich mich nicht entscheiden können, ob ich stolz darauf sein sollte, dass man mich und meine Lieben eher in Ruhe ließ; dennoch gab es mir ein Maß an Sicherheit, das die meisten Menschen nicht hatten, und das allein aufgrund meiner - und Fuchs' - Reputation. Ich hütete mich, jene ins Wanken geraten zu lassen; zu essentiell war der Respekt, den wir genossen, für unsere Welpen, denen unter uns die nie gelernt hatten zu kämpfen oder zu jung oder zu schwach waren. Wir Größeren und Stärkeren, wir Kämpfer, taten alles, um sie mit zu schützen durch unser Tun und unser Ansehen; im Gegenzug dafür bekamen wir Liebe, und den Frieden, den wir uns so lange gewünscht hatten; und eine Familie, die sich um uns sorgte.

Und dafür waren wir gerne die großen Brüder.

Ich verließ das Haus, ohne jemanden zu wecken; wie eine Katze schlich ich mich die Treppen hinunter und drückte unten sanft mit den Fingern die Haustür auf, um sie hinter mir genauso behutsam wieder zu schließen. Sie ließ sich mit einem leisen Klicken in das abgenutzte Schloss drücken.

Die kalte Nachtluft umgab mich und drang in meine Lungen, als ich mich umwandte und mit fließendem Mantel vom Hof schritt; der Sternenhimmel über mir war klar, und der Mond begann bereits wieder, sein volles Antlitz an den Schatten zu verlieren. Die

Hausdächer hoben sich als scharfe Schatten ab gegen das dunkelblaue Tuch des Nachthimmels, der schweigend über der kühlen Stadt lag.

Es war völlig dunkel um mich herum, als ich durch die Gassen ging, denn in wenigen Häusern nur wohnten Menschen, und nur in wenigen dieser bewohnten Häuser brannte um Mitternacht noch Licht. An und an erhaschte ich einen Blick in ein hoch über der Straße liegendes Fenster, sah eine Zimmerdecke, eine flackernde Lampe vielleicht manchmal. Aus einem geöffneten Fenster dröhnte ein dumpfer Basslauf in die schweigende Nacht zu mir heraus.

Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte, und so folgte ich einfach meinen Füßen, die mich über den von einem leichten Nieselregen nass glänzenden Basalt führten, leise tappend in den schweren benetzten Lederstiefeln, und hielt den Blick zum Himmel gerichtet, so vertraut waren mir die Straßen um mein einziges Heim.

'Abwärtssinkende Straßen dieser Regenstadt,
Ihr wart mir hold, ihr leitetet mich gut.
Es glitt der Fuß, es neigte sich der Platz.
Ihr Gassen fielet so mir von den Sohlen,
Dass ich kaum folgen konnte, wie ihr zogt.
Die braunen Nebel, die in eure Schluchten
Gestauten, sogen mich wie Atem auf
Und nassen Hauchs verloren trieb ich hin.'

Nassen Hauchs verloren! Ich seufzte auf, und mein Atem schien für eine Weile vor meinem Gesicht zu verharren, ehe sich der Laut wie ein Nebel in der fahlen Nacht auflöste und mein Gedicht stumm zurückließ, unausgesprochen.

Ich liebte diese Stadt, ich liebte diese Straßen, und so gerne streunte ich nachts um die Häuser, möglicherweise auf der Suche nach etwas, das ich nicht kannte; auf der Suche nach dem gefallenen Mond vielleicht, einem Streif jenes Silbers, das am frühen Morgen den Horizont ziert, oder einem Hauch von Zartrosa, das sich vom Morgenhimmel hinabbegibt auf die leicht geöffneten Lippen eines träumenden Geliebten und dort verweilt, während der Himmel im Osten schon hell wird.

Aber jetzt war alles schwarz und finster, schwarz und finster wie ich selbst, und ich konnte nicht leugnen, auch jenes zu lieben; vielleicht war ich also auch nur auf der Suche nach einer dunklen Pfütze, die mich und meine Gedanken verschluckte; einem Nebel, der meine Glieder umschloss mit weißem Dunst, und sich kalt in meinen schwermütigen Atem legte.

Es spielte keine Rolle. Es spielte keine Rolle, nach was ich auf der ewigen Suche war. Ich würde es nicht finden. Weil es nicht existierte, wenn ich es nicht schon längst besaß.

Und wenn ich es besessen und dann fortgegeben hatte, dann war ich es auch nicht wert gewesen, es zu besitzen.

Sei es das Morgenrot oder der Nebel aus dem Wald.

Die Gassen flohen vor meinem Schritt, und je tiefer ich mich in ihnen verlor, desto kälter wurde die Stadt um mich herum, so mich die Wärme meines Zuhauses langsam verließ in den Straßen, die vom Nieselregen benetzt waren und glänzten unter meinen Stiefeln und dem Mond, der einzigen Lichtquelle, wo man nur Musik hinter verschlossenen Türen hörte, aber nicht verstand.

Die abwärtssinkenden Straßen dieser Regenstadt, sie leiteten mich wahrlich gut; durch sie hindurch und wohin dann, das wusste ich nicht; einzig war mir klar, dass ich

so nicht ans Ziel kommen würde, denn die Straßen konnten mich zwar leiten, aber nicht mein Leben lenken. Nicht einmal ich konnte das. Dennoch musste ich es. Was hatte ich nicht alles falsch gemacht in all meinen Jahren! Dennoch war das Leben gut zu mir gewesen, hatte mir gegeben, was ich brauchte, mir bloß genommen, was ich selbst mir versagte. Ich sollte nicht klagen. Dennoch tat ich es. Ich war nur ein Mensch. Ein Mensch, der Angst hatte vor seinem eigenen Leben.

'Ich ließ die Türe offen.
langsam ging ich die Stufen.
Ich dachte: vielleicht, dass du riefest -
Aber du hast nicht gerufen.

Ach, das ist Regen
Auf meinem Gesicht.
Ich bin von dir gegangen.
Du fühltest es nicht.'

Nie wieder sollte ich nicht untröstlich sein, wenn ich durch die Stadt ging - nie wieder; ich, der ich als Teil eines Ganzen bekannt gewesen war, der ich im Gespann durch die Straßen gezogen war, der ich alles, was ich hatte, alles, was ich war, einem einzigen Menschen verdankte; einem Menschen, der mir plötzlich fremd war, einem Menschen, den ich nicht mehr kannte, nach all den Jahren.

Es schmerzte; heiß wurden meine Augen.

Es tat weh!

Nie wieder? Warum; warum hatte er das getan? Warum war ihm egal gewesen, was wir gehabt hatten, was mir alles bedeutet hatte, wofür ich mit Freuden mein Leben gegeben hätte? Warum war es ihm egal gewesen?

Ich verstand ihn nicht, ich verstand mich nicht, und noch weniger verstand ich, wie das alles hatte passieren können.

Unsere Liebe war so unschuldig gewesen, wie damals noch, als wir kleine Jungen gewesen waren; in nur einer Nacht war das alles anders geworden, so anders, und ich hatte es nicht ertragen können, Fuchs noch in die Augen zu sehen.

Nicht nach seinem Geständnis.

Ilja sagte, ich hätte nicht gehen dürfen. Er verstand nicht. Er verstand nicht, wie ich mich fühlte - wie ich Fuchs gegenüber fühlte - nachdem ich seine Hände so nah gespürt hatte, seinen Atem, seine Hitze; so wenige verschwommene Bilder nur stachen mich hinter meiner Stirn in meinen Geist, und ich kannte sie mittlerweile bereits so gut. Ich war so betrunken gewesen.

Wie könnte ich für Fuchs die gleiche ungetrübte kindliche Freundschaft empfinden wie bisher, nachdem ich seinen Körper viel zu nah an meinem gespürt hatte?

Ich konnte es nicht. Es war alles so anders seit jener Nacht.

Und es würde nie mehr so werden wie zuvor. Ich wusste das. Fuchs wusste das. Und er selber hatte dazu beigetragen.

Er hätte nicht schweigen sollen in jener Nacht. Ich hätte das nie gewollt.

Aber ich fühlte mich wie ein Narr.

So hatte ich in einer Nacht nur die Seelen der beiden Menschen verloren, die mir auf der ganzen Welt am meisten bedeutet hatten.

Sollte das nun meine Strafe sein für all meine Sünden!

Die Tränen rannen mir heiß über die Wangen, und ich richtete das Gesicht zum Himmel. Welcher Gott!

Mein Herz, blutig; zerrissen, zerrissen zwischen meinen Gefühlen; zu viele Emotionen für einen menschlichen Leib, und da war es nun, die Grenze meines Wahnsinns; das Land meiner Einsamkeit, der ich immer schon gehört hatte; der ich hatte anheim fallen müssen, einen guten Freund nicht verdient habend, nicht mit dem Blut an meinen Händen, das ich nie mehr abwaschen konnte.

Meine Nacht war gekommen.

Mein Gott!

Ich war jetzt an einer Kirchenmauer angekommen, deren dunklen Stein der Regen befleckte und auf welchem er schwarze Wassermale hinterließ.

Die Straßen hinter mir glänzten feucht, und mein Mantel legte sich wie ein Paar gebrochener Schwingen um mich, als ich mich an der Mauer hinabsinken ließ, die Stirn in eine Handfläche gestützt und ein Schluchzen unterdrückend, das mir in die Kehle stieg.

Ich presste die Augen zusammen und die Hand vor den Mund.

Warum hatte das passieren müssen! Warum war nicht alles weitergegangen wie bis dahin? Gott, ich war so glücklich gewesen!

Und jetzt war ich allein, mit dem Drang, mein eigenes Herz zu fressen, um nicht zu verhungern; hauchte meine Einsamkeit mit der Nachtluft aus wie ein sterbender Wolf, und trank meine Tränen wie Mohnsaft.

Jetzt war ich nichts mehr wert, ich, der ich nie alleine etwas hätte wert sein können, der sich über seine zweite Hälfte definiert hatte, welche plötzlich kein Teil von ihm mehr zu sein schien, welche zu etwas Fremdem geworden war, etwas, an das er nicht glauben konnte, nachdem seine Gefühle für ihn so pervertiert worden waren in einer einzigen kalten Nacht.

Warum war ich nur so! Warum war alles meine Schuld, warum konnte ich nichts halten, zerbrach alles, auf das ich meine zitternden Hände legte?

Meine Schuld! Ich war schuldig, sündig, ein Wesen der Nacht, und ich wusste es; dennoch wünschte ich mir das Licht, vor dem ich furchtsam floh.

Warum wurde alles, was ich liebte, zu Nebel und Tau und verschwand im Licht?

Welcher Gott - welcher Gott ließ ein Wesen wie mich am Leben, damit es sich selbst verzehrte, auf der Suche nach einem Licht, das es nicht selbst besaß? Wer war ich geworden?

Wer hätte ich werden sollen?

Wolf?

Sakuya?

Ein namenloses Geschöpf, durch die Nacht streunend, Regen und Blut im Blick?

Ein blinder Engel ohne Flügel?

Ich?

Ich saß an der Mauer, den kalten Stein im Rücken, die Augen geschlossen, während der Nieselregen sanft einen kühlen Schleier auf mein aufwärtsgewandtes, schwer atmendes Gesicht legte. Meine Haut war nass und glänzte im Licht, das eine einsame, unregelmäßig flackernde Straßenlaterne auf sie warf.

Mein Herz schlug dumpf und leer in meiner Brust.

Oh, mein Bruder!

Warum hatte sich alles auf diese Weise verketteten müssen, die uns alles genommen hatte, was wir waren?

Und der Regen legte sich auf meine kalte Haut und wusch die Tränen von meinen

Wangen.

Was dachte er? Was dachte er jetzt? Lag er vielleicht wach, war er schlaflos wie ich? Ich hätte es gewusst. Aber nicht mehr; jetzt nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, ihn verloren zu haben, als ich ihm meinen Körper gab. Es war alles so anders gewesen. Alles, was so erhaben gewesen war, hatte sich als so vulgär herausgestellt. Alles, was uns verbunden hatte, war unsere Physis gewesen.

Was so rein gewesen war, war zu etwas geworden, das ich bereits kennengelernt hatte.

Etwas, von dem ich wusste, dass es nichts Erhabenes an sich hatte, auch wenn es so scheinen mochte.

Liebe war nur ein Trugbild, ein Wunsch auf etwas Besseres, eine Flucht vor der Einsamkeit, mehr noch, ein Urtrieb, in unseren animalischen Instinkten verwurzelt und von der menschlichen Gesellschaft zu einem zweckentfremdeten Ereignis pervertiert, jederzeit erlöschlich. Sexuelle Liebe war nur ein unkontrollierbarer Trieb. Unsere Libido raubte uns unseren freien Willen, jemanden zu lieben, ohne ihn nieder zu begehren.

Warum konnte nicht einfach alles wieder so sein wie früher? Warum konnten wir nicht einfach dahin zurückgehen?

Wir beide wussten, dass das nicht ging. Das Einzigartige zwischen uns war jetzt etwas Anderes geworden.

Und ich hatte Angst, dass ich das Licht nie wieder sehen würde.

Warum tat es so weh? Die Schuld? Welche Schuld? Meine Schuld? Woran?

Ich hatte etwas falsch gemacht; aber was war richtig? Was war mein Weg?

Was musste ich tun, um der zu werden, der ich sein könnte?

Ich wollte nur...ich wollte ihn nur...wiederhaben...

Und wie lange trug ich diesen Schmerz mit mir herum; wie lange schon misste ich ihn!

Ich wollte ihn nur wiederhaben!

Aber es wäre alles anders, oder nicht? Es wäre nicht wie vorher. Die Verbindung unserer Seelen im Einklang war gekappt.

Das alles wegen einer einzigen Nacht!

Warum nur, warum hatte ich das getan? Warum war ich so betrunken gewesen? Zu betrunken? Sollte es das gewesen sein? War es das schon?

Und warum gab es niemanden, der mich von dem Drängen in mir erlösen konnte; der den Weg für mich beschreiten konnte?

Ich wollte es nicht. Ich hatte Angst, den falschen Schritt zu setzen und wieder etwas zu verlieren.

Konnte ich mehr noch verlieren als ihn?

Ich wollte, es wäre so wie früher.

Das war alles, was ich wollte. Gott, Herr, warum verwehrt du mir das? Sind meine Sünden so zahlreich?

Habe ich das Privileg verloren, noch an dich glauben zu dürfen; schon als kleiner Junge, von Gewalt lebend, oder erst, als ich zum ersten Mal einen anderen Mann berührt hatte?

Was ist richtig, was ist falsch in einer Welt wie der meinen? An was können Menschen wie wir noch glauben?

Ich ließ das dunkel aufragende Kirchengebäude hinter mir.

Der Nieselregen bedeckte die Nacht und durchstob die Gassen mit einem feinen Nebel, der auf dem dunklen Kopfsteinpflaster glänzte, so dass ich fast das Gefühl hatte, auf schwarzen Spiegelscherben zu laufen, die mir mit jedem Schritt ihr dunkles

Echo entgegenwarfen: Sieh dich nicht an.

Wie könnte ich mir auch je wieder in die Augen sehen, nach allem, was ich getan hatte; nach all den Menschen, die ich verletzt, die ich enttäuscht hatte, nach all den Fehlern, die ich begangen hatte; nach all dem Leben, das ich geführt hatte und das in einer Sackgasse enden würde, ich hatte mich in meinen Träumen verrannt und dabei das Licht aus den Augen verloren. Vielleicht war ich es nicht mehr wert, mein Gesicht einem Spiegel zu zeigen, schon seit damals, seit all diesen Jahren, seit ich zum ersten Mal einen Menschen getötet hatte, auf den Straßen Moskaus, vor so langer Zeit.

Vielleicht waren wir, Fuchs und ich, vielleicht waren wir beide verdammt, und vielleicht wütete der Schmerz auch in seiner Brust, vielleicht war es unsere Strafe, dass wir uns selber gegenseitig das einzige genommen hatten, was wir besaßen, und die einzigen Zeugen unserer Sünden, welche wir nun alleine tragen mussten, durch die Nacht und den Nebel, bis zum bitteren Ende.

Möglicherweise sollte ich mich in den Straßen niederlegen, wohin ich gehörte, in den Regen, um mich zu vergessen.

So, dass die Welt nie mehr mein hässliches Antlitz sehen musste, das Antlitz eines Verlorenen, der das Leben nicht verstand und der einen Fehler zuviel begangen hatte. Ich könnte mich nicht einfach bei Fuchs entschuldigen. Es war unmöglich. Es würde nichts ändern.

Was geschehen war, war nicht zu ändern. Menschen, die starben, kamen nicht zurück. So war es auch mit Worten. So war es mit allem.

Das war unsere Welt, und meine Fehler zu verantworten, dazu hatte ich nicht den Mut.

Von uns beiden war immer schon Fuchs der Stärkere gewesen. Er hatte all die Schicksalsschläge, all das Leid, all die Angst, die Dunkelheit, überstanden, ohne seines tapfer strahlenden Lichts verlustig zu gehen.

Jetzt hatte sein Mut uns beide in die Irre geführt.

Und ich war dabei, mein Leben aus den Augen zu verlieren.

Verzeih mir, Fuchs, dass ich meinen Glauben an uns verloren habe.

Verzeih mir, Jamie, dass ich dir nicht mein Leben schenken kann, wie ich es mir wünsche, damit du es anders machst. Verzeih mir, dass ich nicht aufhören kann, mich in dir zu sehen, wie ein verfallender Narzisst.

Verzeih mir, Wolf, dass ich mit Fuchs all meine Stärke zurückgelassen habe.

Verzeih mir, Gott, dass ich noch lebe; verzeiht mir, meine Lieben, dass ich nicht mehr lebendig bin.

Dies war meine Nacht. Und der kalte Regen legte sich wie Nebel und Geist in die schwarze Luft zwischen den Mauern.

Möglicherweise war ich zu furchtsam, den unkontrollierbaren Weg zu sehen, der sich mir bot, und wanderte stattdessen in einer Nacht, die gleich geblieben war über die Jahre hinweg, und der ich mich nicht unter Risiken anvertrauen musste.

Vielleicht hatte ich so viel Angst vor Veränderungen, dass ich zum Stillstand gekommen war.

Vielleicht.

Vielleicht hatte Fuchs Recht.

Vielleicht hatten wir eine Chance.

Aber ich konnte sie nicht ergreifen. Ich konnte es nicht. Zu nachtverfallen war ich.

Und dafür hasste ich mich. Ich ekelte mich vor mir. All meine Ideale waren letztendlich nichts wert.

Verzeih mir, Papa, dass dein Sohn ein nachtstreunender Feigling geworden ist anstelle

eines Kämpfers. So enttäuscht wärest du von jemandem wie mir.

Und wie sehr schämte ich mich vor mir selbst, dass ich nicht aufhören konnte, mich stumm zu entschuldigen, aber die Entschlossenheit nicht hatte, die Stimme zu erheben!

Mutloser Wolf, zu schwach, einem Rudel anzugehören. Emotional verstümmelt.

Warum ging es Fuchs nicht so?

Die Wahrheit war ganz einfach, ich hatte keine Entschuldigung. Ich, und nur ich allein, weder mein gegenwärtiges Umfeld noch meine Vergangenheit, hatten Schuld daran, wie ich war. Ich allein bestimmte, wer ich war.

Und ich hatte einen Verlorenen aus mir gemacht.

Die Nacht erstickte mich fast um mich, der Regen legte sich schwer auf meine Lider, und ich war wie aus Basalt gegossen, schwarz und glänzend, als ich auf dem Marktplatz stand, die düsteren Wolkenmassen betrachtend, die sich über mir zusammenballten wie ein stumm brüllendes Wellenmeer aus betäubendem Schmerz, und vor mir der tote Brunnen, lange schon zerstört, aus ihm kam nichts mehr.

Die Dächer der Häuser rissen an den tauben Unterseiten der Wolken, die zwischen den Bergen gefangen waren. Die Nacht war ein stummer Krieg am Himmel.

Kein Mond war zu sehen. Die Wolken hatten meine Welt im Griff. Und mehr als alles andere wollte ich nach Hause und zu Fuchs.

Stets hatte er mich gehalten, wenn meine Nächte mich übermannten. Er hatte verstanden, was ich sagte. Er verstand immer, denn er wusste, wer ich war, besser als ich selbst. Jetzt war ich allein. Und ich hatte Angst, darin zu ertrinken.

So schwarz war der Marktplatz, ohne dass irgendwo ein Licht brannte. So viele Menschen waren tot. Nur der Nebel schlich nachts durch die leeren Gassen in einer Stadt, die ein Refugium geworden war für verlassene Seelen Ausgestoßener, die die Jahre des Krieges zurückzulassen versuchten in der Umklammerung der massigen Berge.

' ...

Vor Kälte die Lider,
Vor Ekel geschlossen,
Die schlanke Gestalt

Vom Mantel umflossen,
Spiegelt ihn wider
Der nasse Basalt.'

Ich wollte nach Hause!

Und mich quälte das Wissen, dass nur wenige Meter weiter, in der direkt zu meiner Linken liegenden Seitenstraße, mein ehemaliger Geliebter schlief, oder vielleicht wach war, dass Antti Koskinens Atem in die Nacht drang, so nah und doch so weit von mir entfernt. Wie lange hatte ich ihn nicht gesehen; wie lange schon, und doch konnte ich nicht leugnen, dass seine Stimme und sein zartes Lächeln mir fehlten, seine süßen Lippen, sein unschuldiges Lachen, dass ich mich manchmal nach seinen verträumten und zugleich schalkhaften Blicken sehnte, nach seinem ausgelassenen Gesang, seinen Liebesbekenntnissen; einfach, dass ich ihn vermisste. Ich vermisste ihn, ich wünschte, es wäre wieder so wie früher, doch diese sachte Empfindung wurde überlagert von dem Schmerz um Fuchs - um mich. Nicht Fuchs hatte ich verloren, sondern mich, und mich damit seiner Freundschaft unwürdig gemacht.

Ich konnte nicht an Antti denken, da der Gedanke an Fuchs alle anderen Gedanken verdrängte.

Doch konnte ich Antti ebensowenig vergessen, und immer noch, trotz allem, liebte ich den sensiblen Finnen in einem stillen Winkel meines Herzens.

Aber Antti, der Mann, der mir gezeigt hatte, was es hieß, zu lieben, durch den ich erfahren habe, was Glück ist, der mein Herz besessen hatte in einem Jahr voller Licht, war es doch auch gewesen, der mir bewiesen hatte, dass es so etwas wie wahre Liebe nicht gab; denn wenn etwas einfach von einem Tag auf den nächsten, ohne nennbaren Grund, einfach zerfallen konnte, wie unsere Liebe, die doch so tief, so hingebungsvoll gewesen war, wie ich nie geglaubt hätte; so tief, wie ich nie geglaubt hatte, dessen fähig zu sein; dann hatte keine Liebe Bestand; wenn die Liebe von Antti und Sakuya einfach sterben konnte, dann war auch keine andere Liebe unsterblich, das wusste ich, denn stärker als Antti Koskinen konnte ich niemanden lieben.

Und wenn keine Liebe unsterblich war, dann konnte es auch die Liebe Fuchs' nicht sein; und wenn sie es nicht war, dann war sie weniger stark als die Freundschaft, die uns zuvor verbunden hatte, und die außer uns selbst niemand hätte töten können - und selbst jetzt noch lebte sie in mir - Fuchs hatte sich in mich verliebt und unser beider unschuldige Hingabe damit zum Tode verurteilt.

Deswegen konnte ich ihn nicht lieben. Ich wollte nicht, dass es auf diese Weise zu Ende ging.

Und obwohl ich beide, Fuchs und Antti, vermisste, musste ich doch die Liebe zu beiden töten, um uns nicht alle ins profane Unglück zu stürzen.

Selbst, wenn ich mir dafür selbst das Herz aus der Brust reißen musste.

Was war ich für ein Narr!

Wessen Geschichte versuchte ich zu erfüllen!

Ich lebte mein Leben wie einen Traum!

Aber ich konnte nicht aus meiner Haut.

Ich war ein Wolf, und würde es immer bleiben. Meinen menschlichen Leib konnte ich nicht wiedererlangen, und meine Gestalt änderte sich nicht bei Vollmond.

So leicht war es nicht.

Es war keine Geschichte. Es war meine furchtsame Seele.

Es erschien mir alles so glasklar, dennoch bin ich nicht sicher, ob irgendjemand anders verstehen konnte, wie ich fühlte.

Und das hatte ich auch mehrmals gesagt. Und damit noch mehr meiner Freunde verletzt.

Ich wollte nach Hause. Mir war kalt.

Ich wandte Antti Koskinen den Rücken und den Blick zu Boden.

Die Nacht schlug über dem Marktplatz zusammen, als ich ihn mit Regen im Blick verließ.

'Im Mondschein trat ich
um eine Losung vors Tor,
fing Gespräche auf,
zählte die eignen Schritte:
nur vor Verlangen nach dir.'

Ootomo Yakamochi, ohne mir dessen bewusst zu sein.

Was war ich für eine Rabenkrähe geworden!

Ich schlich durch die verlassenenen Straßen nach Hause zurück, ohne auch nur eine

andere Menschenseele zu Gesicht zu bekommen. Im Gegensatz zu der Stadt, in der ich vorher mit Jamie gewohnt hatte, war es hier fast schon unheimlich still, und mir wurde einmal mehr bewusst, dass dies ein zerbrechlicher Frieden war. Noch nie in meinem Leben hatte ich einen Frieden erlebt, dem ich trauen konnte. Mir blieb nur, zu hoffen, dass ich im Notfall meine wachsende kleine Familie würde beschützen können.

Noch waren wir in Sicherheit, geborgen am Fuß der Berge.

Ich trat auf den Hof, das Tor hinter mir verschließend, hörte Teufel in der Garage bellen, wandte den Blick zum Himmel, aus Routine, denn ich war es gewohnt, den Mond anzusehen, wenn ich nach Hause kam.

Er war nicht zu sehen. Aber das machte mir nichts, denn ich wusste, wo er war. Er war immer da um diese Zeit, das wusste ich nach all der Zeit, in der ich nur sein Geliebter gewesen war. Bloß in diesem Moment verdeckten ihn die Wolken. Selbstverständlich war er genau dort, wohin ich meinen Blick lenkte.

Wieso sollte ich glauben, dass es plötzlich anders wäre?

Im Haus brannte kein Licht mehr. All meine Lieben lagen tief im Schlaf, und ich sehnte mich danach, ebenfalls Ruhe finden zu können.

Die Haustür knarrte nicht, wenn man sie leicht anhob beim Öffnen, und das tat ich, da ich erstens niemanden wecken wollte, und zweitens niemandem, der eventuell doch wach war, bekennen wollte, dass ich selber rastlos war.

Vor allem nicht Fuchs selbst und Rose.

So sehr ich Rose doch lieb hatte, so furchtbar war doch seine Fähigkeit, alles zu merken, was um ihn herum vor sich ging, und dann still seine eigenen Fäden daraus zu spinnen.

Rose war zu klug, um nicht zu merken, was in mir vorgegangen war. Und das wollte ich nicht. Das war eine Sache, die nur Fuchs und mich etwas anging, wenn überhaupt.

Ich dachte, ich wäre alleine wach, aber als ich so lautlos wie möglich meine Stiefel ausgezogen hatte, hörte ich doch etwas aus der Küche, deren Tür offen stand, obwohl kein Licht darin brannte; etwas wie ein Seufzen oder ein schweres Ausatmen.

Ich trat in den Türrahmen und warf einen Blick hinein.

Der Junge, der auf der Küchenbank saß, bemerkte mich erst gar nicht. Er hatte die Beine an den Körper gezogen und die Arme darum geschlungen, vor ihm stand ein volles Wasserglas, auf dessen Rand er mit dem Finger entlangfuhr, die Augen ins Leere gerichtet. Es sah nicht aus, als ob er geschlafen hätte in dieser Nacht, aber er wirkte hellwach und bedrückt.

Ich wagte es, vorsichtig mit den Fingerknöcheln an den Türrahmen zu klopfen, und Junya schrak auf, fuhr herum. Seine dunklen Augen weiteten sich, als er mich sah, und aus irgendeinem Grund konnte er meinem Blick nicht standhalten, sondern senkte seinen hastig. "Sakuya..."

"Geht es dir gut?", fragte ich leise und trat in den Raum.

Junya sah blass und kränklich aus wie immer; er war ein hübscher junger Mann, wenn auch etwas zerbrechlich und schwach wirkend, obwohl von sehnigem Körperbau; es musste seine Krankheit sein, die ihn so verletzlich machte; wie ein Blütenblatt, das jederzeit vom Strauch fallen konnte. Er war größer als mein Bruder; und seine langen Finger und schweren Lider ließen ihn ein wenig mehr wirken wie einen viktorianischen Dichter als einen Schüler, wie er sonst auf mich wirkte.

Ich mochte Junya, trotz allem was er mir vor einigen Tagen anvertraut hatte, er war ein ernsthafter und kluger Junge, etwas in sich gekehrt und kühl vielleicht; und es tat mir etwas leid, dass ich kaum dazu gekommen war, mir um ihn Gedanken zu machen.

Er wäre nicht das Schlechteste, was Jamie passieren könnte. Er sah aus wie ein tiefer Romantiker.

Trotzdem sah er mich nicht an aus seinen schwarzen Katzenaugen.

Ich ließ mich auf dem Stuhl am Kopfende des Tisches nieder. "Ist irgendetwas?", fragte ich leise. "Du weichst mir aus, du siehst mich nicht einmal an, die ganze Zeit schon. Ich habe nichts gesagt, weil ich dich nicht verletzen wollte, aber es wirkt fast, als hättest du Angst vor mir. Habe ich irgendetwas falsch gemacht?" Während unserer gemeinsamen Reise hatte er keine Angst gezeigt. Scheu, ja, aber nicht dieses furchtsame Zurückweichen. Junya schwieg, öffnete nur leicht den Mund, als ob er etwas sagen wollte, aber schüttelte dann den Kopf.

„Ich habe dir versprochen, dass ich dir helfen werde, und dabei bleibt es.“

„Danke“, sagte er leise. „Aber das ist es nicht.“

„Ist es wegen meines Bruders?“

Dieses Mal schien ich richtig gelegen zu haben, denn Junya sah zu mir auf, begegnete meinem Blick fast ein wenig verzweifelt in seiner Hilflosigkeit.

„Ich weiß nicht, was ich machen soll“, flüsterte er dann niedergeschlagen, Tränen traten in seine Augen. "Ich kann keine Minute an etwas anderes denken als an ihn, er ist Tag und Nacht in meinen Gedanken, und ich habe nur seine Stimme im Ohr. Ich kann nicht mehr essen, ich kann nicht mehr schlafen, es raubt mir den Verstand..." Seine Stimme versagte ihm.

„Warum weichst du uns beiden dann aus?“, fragte ich mitfühlend. Er rührte mich.

„Ich...“ Er sah zögerlich zu Boden. Er schien nicht recht zu wissen, was er sagen sollte.

„Ich...es ist bloß... Ich...“ Dann kam alles aus ihm heraus. "Sakuya, ich weiß ja, dass du sehr auf sein Wohl bedacht bist, und dass du ihn beschützt, und ich... Verstehst du, ich denke nur noch an ihn, und das von Tag zu Tag intensiver, und mittlerweile... Ich schäme mich so; Jamie ist so ein wundervoller Mensch, er ist viel mehr ein Engel, und ich... Manchmal... Manchmal schäme ich mich für meine Gedanken. Aber ich kann nichts dagegen tun, es tut mir so leid, aber sie kommen einfach..." Er stützte den Kopf auf die Hände, ohne zu mir sehen zu können. "Und manchmal will ich auch gar nichts dagegen tun; und ich fühle mich so schlecht deswegen", flüsterte er verzweifelt. "Ich kann ihm nicht mehr in die Augen sehen; ich komme mir so...so furchtbar vor."

Ich habe das Gefühl, dass ich einen ganz entsetzlichen Fehler mache, Sakuya; vielleicht hätte ich niemals mitkommen sollen, aber ich bin so egoistisch! Ich will nicht, dass ihm etwas passiert. Ich wünschte, ich hätte mich nie in ihn verliebt!"

Junya hob den Blick und sah mich ängstlich an. "Wie kannst du das zulassen, Sakuya?", flüsterte er. Wieder brach seine Stimme.

Ich rutschte zu ihm auf die Bank und legte ihm sanft einen Arm um die Schulter. "Es ist okay, Junya", sagte ich leise. "Quäl dich nicht so für das, was du dir wünschst."

„Ich komme mir so schmutzig vor“, flüsterte er. Er atmete tief durch. "Ich bin nur..."

Ich strich ihm beruhigend über das samtige Haar. "Du bist ein Mensch. Wie wir alle. Das ist das einzige, worauf wir noch stolz sein können."

Du hast genauso ein Recht, dich zu verlieben, wie jeder andere auch, und ich bin bestimmt der letzte, der dir dabei im Weg steht."

Ich habe schon andere Leute mit deinem Problem getroffen, Junya, und ich kann dir versprechen, dass ich nicht zurücknehmen werde, was ich dir in der alten Wohnung gesagt habe. Du kannst darauf zählen, dass ich dich unterstütze; und Rose auch. Es ist gut, dass du dich ihm anvertraut hast."

„Rose hat gesagt, ich soll es ihm einfach alles sagen“, flüsterte Junya. "Er ist ein lieber Mensch, Rose. Er ist der erste, mit dem ich seit langem über so etwas reden konnte,

und... Er ist so klug... Er meinte, ich solle zu ihm gehen und ihm sagen, was ich fühle, und was ich mit mir herumtrage, weil es irgendwann zu spät sein kann und ich keine Gelegenheit mehr haben könnte, ihm meine Liebe zu gestehen, und ich dann jeden vergeudeteten Tag bereuen würde, aber... Ich würde lieber für immer so weiter machen, als zu riskieren, ihn gänzlich zu verlieren. Und wenn ich ihm frei heraus alles sage, dann würde er, soweit ich ihn kenne, wahrscheinlich aus Schuldgefühlen heraus mit mir zusammen sein, und das will ich nicht. Ich will, dass er von alleine zu mir kommt."

"Das kann unter Umständen lange dauern", meinte ich besorgt. "Ist dir das klar?"

"Ich weiß", flüsterte Junya und senkte den Blick. "Aber was soll ich machen? Wenn ich etwas sage, appelliere ich nur an sein schlechtes Gewissen, und das will ich nicht..." Er barg kurz das Gesicht in den Händen und sah dann mit geröteten Augen wieder auf.

"Bis dahin...ich weiß nicht...ich weiß nur, dass ich mich vor ihm schäme. Ich habe ständig das Gefühl, dass er mir meine Gedanken ansehen kann, und...ich versuche, ihm aus dem Weg zu gehen. Noch mehr, als nicht bei ihm zu sein, schmerzt es, bei ihm zu sein... Je mehr ich mich ihm annähere, umso mehr reiße ich mir das eigene Herz in Stücke, und trotzdem kann ich es kaum lassen..." Er fuhr sich erschöpft durch das wirre Haar und schluchzte trocken auf. "Verstehst du jetzt, Sakuya?"

"Du liebst ihn wirklich, oder?", sagte ich leise. Ich wusste nicht, wieso; er rührte mich fast zu Tränen.

"Ich liebe ihn", flüsterte Junya, und sein Blick wurde weit. "Wenn er lacht, ist es, als fielen die Sterne vom Himmel, und alle sammeln sich in seinen schönen Augen, die dann so hell werden... ich würde ihn so gerne berühren, würde so gerne bei ihm sein, aber ich habe Angst, sein Licht zu trüben mit meiner bloßen Existenz, er ist zu freundlich für diese Zeiten, und zu besonders für jemanden wie mich, der eigentlich nicht mehr viel vom Leben zu erwarten hat... Er kann noch so viel Gutes und Schönes tun im Leben...."

„Das kannst du -“

„Nein, kann ich nicht, und werde ich nicht, und ich habe mich damit abgefunden.“ Junya seufzte. „Aber Jamie....Er ist so rein.... Wie frischgefallener Schnee an einem Morgen, an dem die Zugvögel zurückkommen. Wie ein kleiner Vogel ist er, der in meiner Hand mit den Flügeln schlägt; und wenn er mich ansieht, dann kommt es mir vor, als regneten Funken in mein Herz, und alles wird so hell...“

Er hält mein krankes Herz in der Hand. Ich weiß zwar, dass ich ihn idealisiere, aber...er ist einfach...er ist süß...er ist freundlich vom Grunde seines Herzens aus.

Jeder redet gern mit ihm, jeder vertraut ihm Sachen an, die er sonst niemandem erzählen würde, einfach nur weil er zuhört, und weil es ihn wirklich interessiert.

Und ich glaube, gerade das liebe ich so an ihm. Ich würde ihn so gerne beschützen... Es wäre schrecklich, würde irgendetwas ihm seine Arglosigkeit rauben. Dann würde er sterben, er ist zu intelligent, um nicht zu wissen, dass er nicht für diese Welt geschaffen ist; auf seine Art weiß er mehr als alle anderen Menschen, weil er als einziger versteht, was wirklich wichtig ist. Und ich würde mit ihm untergehen, weil ich nicht ohne ihn leben könnte. Würde er mich lieben, wüsste ich, dass mir nichts in der Welt noch etwas anhaben kann. Er ist ein Sternchenkind. Ich bin nur die Wolke, die davor schwebt, kurz davor, sich in nichts aufzulösen...mit einem einzigen fehlgeleiteten Herzschlag."

Ich sah ihn an, wortlos für eine Weile, und in meinen Augen sammelten sich Nebel. "Du musst es ihm sagen, Junya", flüsterte ich. "Wenn du es ihm nicht sagst, glaub mir, dann wirst du es für den Rest deines Lebens bereuen. Und Jamie wird sich ewig fragen, was gewesen wäre, wenn."

Junya sah mich aus großen traurigen Augen an. "Glaubst du, dass er es verstehen würde?"

"Ja", flüsterte ich. "Das glaube ich. Fühl dich nicht länger schuldig. Du bist verliebt, und das ist wunderbar.

Du solltest etwas schlafen. ... Wie ich auch."

Ich verließ die Küche und schritt langsam die Treppe hinauf. Mein Mantel spielte mir um die Knöchel.

Als ich oben angekommen war, rannen mir die Tränen über die Wangen.

'Had my lips been smitten into music by the
kisses that but made them bleed...'

Ich verehrte Oscar Wilde. Aber ich war froh, ihm niemals begegnen zu können.

Ich könnte ihm nicht in die Augen sehen.

Warum nur war ich der einzige Mensch auf der Welt, der der Liebe unfähig zu sein schien? Was ich auch liebte, ich konnte es nicht halten. Was ich berührte, machte ich kaputt.

Fuchs hatte Recht gehabt. Ich wusste gar nicht, was Liebe war. Alles, was ich konnte, war töten.

Und zu nichts anderem schien ich zu taugen.

Konnte ich denn nichts tun, um das zu ändern, wenn ich kein Killer sein wollte, sondern ein Dichter?

War es mein Schicksal, ein Wolf zu bleiben?

Ich hatte geglaubt, sterben zu müssen, in den Monaten ohne meinen Fuchs. Jetzt, als ich wieder da war, glaubte ich, sterben zu sollen.

Was ich fühlte, jetzt, als ich wieder da war, verstand ich nicht. Aber es war anders als zuvor.

Bloß, weil wir so lange getrennt gewesen waren; zum ersten Mal in unseren bewussten Leben?

War es...?

Ich konnte es nicht einmal denken. Ich wollte, dass es wieder war wie früher, dass wir wieder ein Team waren! Aber wie konnte ich ihm noch vertrauen, nachdem er meine verhasste Schwäche so ausgenutzt hatte...? Ich kannte ihn nicht mehr.

Ich verstand nicht mehr, was ich fühlte.

Ich hatte nicht erwartet, dass Yuki wach war, als ich meine Tränen getrocknet hatte und ins dunkle Zimmer getreten war, mir den Mantel von den müden Schultern gleiten lassend. Aber so war es. Er saß auf dem Bett, im Schneidersitz, und hielt das Stofftier im blauen Jackett auf dem Schoß, mich erschöpft anlächelnd, als ich den Blick wandte und ihn dort bemerkte. "Du bist noch wach?", fragte ich ihn leise. Er schlug die Augen nieder.

Seine Haare fielen ihm ungebündelt über die schmalen Schultern, über eine war sein Schlaf-T-Shirt gerutscht, und er fuhr sich verschlafen mit dem Handrücken über das Gesicht. "Du auch", murmelte er.

"Ja." Ich stützte mich auf die Fensterbank und sah über die Schulter zu ihm zurück. Ein wenig schämte ich mich dafür, dass er es bemerkt hatte. Ich wollte nicht aufgewühlt erscheinen ihm gegenüber. "Ich...konnte nicht schlafen."

"... Ich verstehe." Er zog die Beine an den Körper und nickte mir müde zu. "Komm her. Wenn du am Fenster stehst, wirst du auch nicht schlafen können. Und die Grübeleien kannst du sowieso nicht abschalten, die kommen von ganz alleine", fügte er leise, fast

verträumt hinzu.

Ich zog mir die Oberteile über den Kopf und setzte mich neben ihn auf das Bett, rutschte nach hinten, bis ich mit dem Rücken an der Wand lehnte. Yukio kam zu mir gekrochen und rollte sich an meiner Seite zusammen, den Kopf auf meinen Schoß legend; ich fing an, ihm das schwarze Haar zu streicheln, den Blick aus dem Fenster in die Ferne gerichtet, die ich nicht einmal sehen konnte, weil es so dunkel war unter dem bewölkten Himmel, und der junge Japaner seufzte leise auf und hielt sich mit einer Hand an mir fest.

“Weshalb konntest du nicht schlafen?“, murmelte ich, während ich meine Finger durch sein Haar gleiten ließ. Seine Wärme auf meinem Oberschenkel war tröstlich, fast, als hielte ich einen kleinen Kater, und ich fühlte mich sofort weniger verloren, auf jeden Fall nicht mehr so schrecklich einsam.

“Ich habe wieder geträumt“, wisperte Yukio leise. “Und du?“

Ich schwieg eine Weile. “Ich habe nicht mehr geträumt“, antwortete ich dann hilflos. Yuki atmete tief aus, ich spürte es auf meinem Bein durch den Stoff meiner Hose. “Ich weiß nicht“, murmelte er dann. “Es ist gut, dass du da bist... Manchmal macht mir diese Welt Angst. Du hast sicher Diego gehört...wie er heute hysterisch geworden ist. Manchmal kommt mir alles, was wir haben, so zerbrechlich vor...“

“Ich weiß“, flüsterte ich. “Ich werde alles tun, um dafür zu sorgen, dass das, was wir haben, erhalten bleibt.“

“Das weiß ich“, murmelte Yu und rollte sich zitternd ein wenig enger zusammen. Ich zog die Decke ein Stück über seine bloßen schlanken Beine. “Danke... Es ist bloß, verstehst du - das ist nichts gegen euch, ich liebe euch mit meinem ganzen Herzen, aber... Ich habe niemanden mehr, der mich beschützt. Trotz eurer Fürsorge - es ist nicht das gleiche. Und ich kann nicht mehr völlig ohne Angst in meine Zukunft sehen, wenn er nicht da ist, um mir beizustehen...“ Er atmete tief ein. “Manchmal... Manchmal zerrt der Wind an mir, und von den Rändern her beginnend zerfasere ich in Rauch, weil ich nichts mehr habe, das mich noch zusammenhält...“

Ich streichelte ihm mit geschlossenen Augen über die Schulter. “Ich weiß“, flüsterte ich dann fast unhörbar. “Ich weiß. Das ist unser Leben.“

“Es ist traurig, dass solche Dinge geschehen müssen“, hauchte Yu.

Ich zog ihn mit mir auf die Matratze, breitete die Decke über uns und hielt ihn fest in meinen Armen. “Versuch, ein bisschen zu schlafen, ehe die Sonne aufgeht“, murmelte ich.

Der Kleinere schmiegte sich an meine Brust, die Beine an den Körper gezogen, und schloss seufzend die Augen. “Manchmal...glaube ich, ich kann...nie mehr einschlafen...ohne...ihn...“ Dann entspannte sich sein sanfter Körper.

Ich lag noch wach, aber nicht lange. Die Dunkelheit umhüllte das Bett.

Ich dachte an Fuchs, ich dachte an Junya und Jamie.

Wenn wir doch nur ohne Zukunftsangst leben könnten, die unseren so jungen Seelen die letzte Kraft raubte; Kinder nur in einer kranken Welt, die uns zwang, Krieger zu sein!

Es war Nacht. Ich schlief.

‘(...)

On your hand as it waved adieu
There were veins of blue;
In your voice as it said good-bye

Was a petulant cry,
"You have only wasted your life."
(Ah, that was the knife!)
When I rushed through the garden gate
It was all too late.

Could we live it over again,
Were it worth the pain,
Could the passionate past that is fled
Call back its dead!

Well, if my heart must break,
Dear love, for your sake,
It will break in music, I know,
Poets' hearts break so.

But strange that I was not told
That the brain can hold
In a tiny ivory cell,
God's heaven and hell.'

- aus: Oscar Wilde: To L. L.

Ende 05/?